746 6/13

J. Berka del. et sc. Prag.

Biographien

der

Selbstmörder.

Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen,
Dies Mitleid heiligt unsre Herzen ——

Gellert.

Leipzig,
in der von Schönfeldschen Handlung.
1785.

P.o.germ. 1404 x / 1,2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

74 G

Der edlen Menschenfreundinn,

der

hochgebohrnen Frau

Maria Malaballia

Reichsgräfinn von Canal,

gebohrnen

Reichsgräfinn von Chotek,

in

tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich will nicht schaden, sondern, wo möglich nützen! Ich bin kein Vertheidiger des Selbstmordes, und will noch weniger, — Gott bewahre mich für den Gedanken! — Proselyten dieser Art zu machen suchen. Aber ich habe inniges Erbarmen mit diesen Unglücklichen, die, wenn man die Sache gründlich untersucht, sich selten freywillig morden, sondern durch harte, untreue, unempfindliche Menschenseelen zu dieser That gezwungen werden. Dies können am besten ihre Biographien beweisen, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, werden sie hie und da gewiß Nutzen stiften.

Ich will den Jüngling warnen, daß er nicht leichtsinnig mit der Tugend seines

Mäd-

Mädchens scherze, und dann durch seine Untreue ihr Mörder werde. Ich will das unerfahrne Mädchen durch schreckliche Beyspiele aufmerksamer auf ihre Gefahr, sorgfältiger gegen ihre Tugend machen. Ich will dem gutthätigen, empfindsamen Herzen zeigen, daß eine geringe aber liebreiche Hülfe oft des Menschen Leben rettet, und dem reichen Geizhals beweisen, daß er vorsezlich morde, wenn er ungerührt das Bitten des Elenden hört, und nicht hilft, wo er doch helfen kann, helfen soll, helfen muß. Ich will endlich dem Verzweifelnden selbst den thätigsten, größten Trost reichen, wenn ich ihm durch ächte Beyspiele beweise, daß in der äussersten Noth, in der schrecklichsten Lage noch Rettung, noch Hülfe möglich ist, daß die Vorsicht den Hoffenden nicht verläßt, und den Harrenden gewiß rettet.

Habe ich meine Absicht nicht erreicht; so war sie es doch, und will man mich lieblos beurtheilen, so nehme man wenigstens darauf Rücksicht.

Inhalt.

Seite

Selbstmörder aus Liebe.

Sophie L***n.	1
Karoline von F****n.	10
Prinzessinn Sophie von ----.	20
Lieschen und Jakob	45
Pater Hyazinth	58
Johanna und Ubaldus	72
Karl und Marie	107

Selbstmörder aus Armuth.

Der arme August	130
Frau F—.	152
Lieutenant von —	167

Selbst=

Selbstmörder aus Ehrgeiz.

Major L—. 180

Pater Aemilian. 189

* * *

Martin Hause, Bösewicht und Selbstmörder 210

Anton Leiter, Mutter und Selbstmörder 223

Selbstmörder aus Liebe.

Sophie L***n.

Am Ufer der schifreichen Donau, nahe bey W—, liegt ein angenehmes, schönes Wäldchen. Empfindsame, stille Seelen wandeln fast täglich in seinem Schatten. Dürre und staubicht ist der Weg, der dahin führt; aber groß und herrlich sind die Freuden, die man in diesem Wäldchen genießt. Auf jedem schwankenden Aste, in jedem niedrigen Gesträuche frohlockt und klagt die holde Nachtigall. Vögel aller Gattungen zwitschern und singen auf der mosigten Eiche und in den Gipfeln der Buche. Ein heller Bach, der nach der Donau hinabrollt, macht durch sein sanftes Murmeln das Konzert vollstimmig. Kurz, das ganze Geschwirre, das Lispeln der Bäume, dasGesumme der

Insekten erquickt und labt, man versinkt in die wonnevollsten Empfindungen, man betet da mit wahrer Inbrunst zu dem Allmächtigen, der dieß alles so herrlich schuf, und dem Menschen zum Genuße so liebreich darstellte.

Heiter und schön war der Frühlingstag, an dem ich dieß schöne Wäldchen zu besuchen eilte. Schon hatte ich den städtischen Zwang von mir geworfen, weggehaucht jede Sorge, die mich drückte, als mein Auge am Stamme einer hundertjährigen Eiche ein sitzendes Frauenzimmer erblickte. Weiß war ihre Kleidung, braun ihr lockichtes Haar, das ein schwarzer Sommerhut deckte. Still und kummervoll sas sie da, Thränen rollten über ihre Wangen, und träufelten unbeklagt in den schönsten Busen. Ihre weißen Hände rißen ringsumher sprossende Blumen ab. Dann und wann blickte sie starr in die Ferne, hub wieder ihr nasses Auge in die Höhe, und suchte durch die dunklen Aeste den Himmel, dem sie ihr Leiden zu klagen schien. Innige Theilnehmung, nicht schadenfrohe Neugierde führten mich näher zu ihr. Ich wollte mit ihr reden, sie trösten. Schon war ich ihr sehr

nahe

nahe, als sich auf einmal ihr blasses Gesicht färbte, wüthend rollte ihr großes Auge, und ängstlich wallte der halbentblößte Busen; mehr als einmal versuchte sie aufzustehen, aber eben so oft sank sie kraftlos zurück. Ich sprang hinzu, unterstützte sie, und fragte liebreich nach der Ursache ihres Kummers.

O dort! dort! rief sie mit banger Verzweiflung, und bezeichnete mit der Hand eine Gegend, in der ich eine Mannsperson mit einem Frauenzimmer am Arme wandeln sah. Halb errieth, halb muthmaßte ich nun die Ursache ihrer Thränen. Armes, verlassenes Mädchen! Ja wohl verlassen! jammerte die gute Seele, und verbarg ihr glühendes Gesicht an meiner Brust. O wenn sie wüßten! O Gott steh mir bey! O es ist nicht zu ertragen! Sey du mein Rächer dort oben! sprach sie und weinte vom neuen. Wer hätte hier nicht mitgeweint? Meine Thränen floßen, sie sah's, ergriff schnell ihr Schnupftuch, und trocknete mit einer unnachahmlichen Grazie meine Wangen. Dank für ihr Mitleid, stammlete die Holde, aber ich muß. — — Hier riß sie sich heftig los, und wankte dem kommenden Paare

entgegen. Ich folgte; und hofte Retter der Unglücklichen zu werden. Schon war sie den Spatzierenden sehr nahe, als sie der Monsieur auf einmal erblickte. Ich sah, wie er erschrack, wie sein Fuß mehr zurück als vorwärts arbeitete, wie er ausweichen wollte, und doch nicht konnte. Endlich hüpfte er mit einer Keckheit, die sein ganzes schwarzes Herz entdeckte, einige Schritte auf die Seite, zog seine Begleiterinn schäkernd nach sich ins weiche Gras, pflückte Mayenblümchen, und steckte sie tändelnd an ihren Busen. Meine Unbekannte stand nun gerade gegenüber, und sah traurig dem Spiele zu. Oft streckte sie, vielleicht des nämlichen Spiels gewohnt, die Hand nach den gepflückten Blumen aus, und zog sie, wenn der Treulose seiner Begleiterinn Busen damit zierte, getäuscht zurück. Letztere wurde endlich aufmerksamer. Wer ist das Mädchen? fragte sie lächelnd. Er raunte ihr etwas in die Ohren. Ach diese! rief sie ganz laut aus, und maaß die Aermste mit einem spöttischen Blicke. Sie wird doch auch auf unsere Hochzeit kommen? — — — Mehr schien die gute Seele nicht hören zu wollen, sie rannte schnell fort. O

wäre

wäre ich ihr nachgeeilt! Aber ich wollte erst mit dem Elenden reden, und sah zu spät, wie sie sich durch Dornen und Gesträuche zum Ufer der Donau hinabarbeitete. Ich muthmaßte ihren verzweifelnden Entschluß, und sprang hinzu; aber die Wellen spielten schon mit ihrem schwarzen Sommerhute. Noch einmal streckte sie ihre weiße Hand aus den Fluten empor, und dann verschwand sie ganz. Fischer, die am Ufer angelten, eilten auf mein Geschrey herbey, ich zeigte ihnen den Ort, wo ich zum letztenmale ihre Hand sah, und in wenig Minuten zog man die Unglückliche aus dem Wasser. Voll freudiger Hoffnung, sie noch zu retten, faßte ich sie in meine Arme; aber — schrecklicher Anblick! — Blut und Wasser floß in gleichen Strömen von ihr herab. Sie war, als sie sich in den Strom stürzte, auf einen Pfahl gefallen, und hatte ihre Brust, unter der ein zu leichtgläubiges Herz schlug, zerschmettert. Ich konnte den jammervollen Anblick nicht länger ertragen, mein Arm sank, und so gleitete die Entseelte ins Gras hinab. Fest schloß sich das nasse Kleid an ihre Lenden, und ich sah nun deutlich, daß sie bald Mutter ge-

worden

worden wäre. Kalter Schrecken durchbebte mich, ich wollte athmen, und vermochte es nicht, ich wollte weinen und konnte nicht! Traurig setzten sich die Fischer, alte, graubärtige Männer, an die Seite der Erblaßten, trockneten still ihre Augen, und einer aus ihnen sprach: Es war ein schönes Mädchen! Gott sey ihrer Seele, und dem, der an ihrem Tode schuldig ist, gnädig!

Was ich alles empfand, will ich nicht beschreiben, und wie ich von dieser Schreckensscene weggekommen bin, weis ich selbst nicht. Als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, stand ich auf dem Platze, wo vorher der Verführer, der Meyneidige sas; aber er war zu seinem, und gewiß auch zu meinem Glücke verschwunden. Ganz mechanisch — denn noch dachte, noch fühlte ich nichts — wandelte ich wieder ans Ufer. Mehrere Spatziergänger waren nun herbeygeeilet, und unter diesen auch einige Freunde des toden Mädchens. Von diesen erfuhr ich, daß sie Sophie L—n heisse, eine engelgute Seele war, nur zu schwärmerisch den jungen F— liebte, der in acht Tagen die reichere G— heurathen würde.

Was

Was wird deine arme Mutter sagen? rief ein sanftes Mädchen, und drängte sich weinend hinzu. Nun konnte ich auch weinen! Das Elend der guten Mutter, die ihr Kind nur tod wieder sah, drang tief in mein Herz, ich warf mich ins nahe Gesträuche, und weinte bitterlich. Als ich in die Höhe blickte, hieng über mir Sophiens Schnupftuch, denn es war mit *S. L.*, vielleicht von ihrer eigenen Hand bezeichnet, noch feucht von ihren Thränen drückte ich es an mein Herz, und schlich traurig nach Hause. Vorher kamen Polizeywächter, und hinter ihnen in Eisen geschmiedete Arrestanten, die das tode Mädchen forttrugen. Sophiens Körper kam, wie ich nachher erfuhr, aufs anatomische Zimmer, und ich konnte nicht einmal ihr Grab besuchen. Ihr Schnupftuch, mir schätzbarer als die Reliquie eines Heiligen, kann ich nie ohne Rührung betrachten, und wenn ich es betrachte, so sehe ich das gute Mädchen immer vor mir stehen, wie es meine Thränen trocknet.

F—, Erstaunet empfindsame, gefühlvolle Herzen! F— heurathete in acht Tagen darauf die reiche G—. Aber seine

Frevelthat blieb nicht ungestraft! Seine Frau ist ein Teufel, der ihn täglich quält und martert. Er ist schon zehn Jahre verheurathet, und hat das Glück, Vater zu seyn, gewiß deswegen noch nicht, weil er es bey der armen Sophie nicht seyn wollte. Sehen muß er, wie seine Frau mit andern spatzieren fährt; sehen, wie sie mit andern liebäugelt, und ihn nicht eines einzigen günstigen Blicks würdiget. Seine schöne Gestalt ist verschwunden, Eifersucht nagt an seinem treulosen Herzen, er schleicht hager und eingefallen wie ein Schatten herum, und sieht schaudernd dem nahen Tage entgegen, an dem er vor des Ewigen Richterstuhle erscheinen soll.

Was meynst du, leichtsinniger Jüngling, wenn nun er und die verlassene Sophie vor seinem Throne sich beugen, wem wird der gerechte Richter wohl Gnade zuwinken? Gewiß ihr, der Verführten, der Betrognen, die seinen Schwüren aus Uebermaaß der Liebe traute, und aus Uebermaaß der Liebe Selbstmörderinn wurde. Aber du Verführer, du Meyneidiger wirst seiner Strafe nicht entgehen! Weltliche Gesetze richten dich nicht, weil sie

nicht allwissend sind, aber allwissend ist der, vor dem du einst erscheinen mußt. Du bist ein Mörder, du hast ihr nicht allein ihre Unschuld, du hast ihr auch das Leben geraubt; du gabst ihr bey deinem letzten Abschiede den Dolch in die Hand, und deine Untreue zwang sie, sich selbst zu töden.

Kalte, harte Männer! die ihr im Staube kriminalischer Akten grau geworden seyd, mit kaltem Blute Todesurtheile unterschreibt, und jeden Selbstmörder auf dem Schinderanger begraben laßt, machet doch einen Unterschied zwischen der armen Sophie und zwischen dem Bösewicht, der durch Selbstmord der zeitlichen Strafe entgehen will, weil er keine ewige glaubt. Strafet den Mörder, und nicht den Ermordeten! Seyd nicht allein Richter, sondern auch Hirten des Volks, und wachet über die armen Schafe, daß die Wölfe sie nicht zerreißen!

Karoline von F****n.

In der Reichsstadt A— war vor hundert Jahren das Geschlecht der Patrizier F— in großem Ansehen. Die ganze Stadt verehrte die Zweige desselben, weil sie reich, und mit den ersten Ehrenstellen begleitet waren. Unglücksfälle mancher Art überfielen in kurzer Zeit dies zahlreiche Geschlecht, die F— s wurden arm, Kummer tödete die meisten, und nach 80 Jahren war nur noch ein Mädchen übrig, das diesen Namen führte. Karoline diente als Magd in einem andern und angesehnen Patrizierhause, das zwar mit ihr im ersten Grade verwand, aber sie deswegen um keinen Grad besser als eine Magd hielt. Sie mußte Wasser tragen, den Boden fegen und alle groben Küchenarbeiten verrichten. Ihre Kousinen, die reichen Fräuleins im Hause, nannten sie nur die schmutzige Küchenmagd, und doch war sie weit schöner als die stolzen Närrinnen, die sich salben und schmüncken mußten, um nur als erträglich zu passiren. Ein Schlottfeger aus Frankreich, der seines Berufs wegen öfters in die Küche kam, fand das verachtete

achtete Mädchen schön, trug ihr seine Liebe an, und wurde von Karolinen, die keinen Ahnenstolz kannte, wiedergeliebt. Durch zwey Jahre genoß sie in den Armen ihres Schlottfegers manche vergnügte Stunde; niemand nahm sich die Mühe, sie zu beobachten, und so sas das verliebte Paar oft ganze Nächte beysammen. Keine Nacht, die sie so zubrachten, vergieng, ohne daß der wollüstige Franzose nicht alle Künste anwandte, um die Aermste ihres einzigen Schatzes, ihrer Unschuld zu berauben. Lange widerstand die Tugendhafte; als er aber, ermüdet durch ihre Weigerung, kaltsinnig wurde, so opferte das verliebte Mädchen lieber sich, als den Geliebten auf, und fühlte sich kurz nachher schwanger. Karolinens Zustand war nun schrecklich, war grausam! Ganze Nächte lag sie auf ihren Knien, und flehte den Ewigen um Vergebung und Tod. Vergebens suchte sie ihr Geliebter zu trösten, sie kannte den Stolz der Familie, mit welcher sie zum Unglücke verwand war, und glaubte fest, daß ewige Zuchthausstrafe ihr Lohn seyn würde. In dieser Zeit zerbrach sie einst aus Unvorsichtigkeit eine Schaale von dem kostbaren Theeservice der gnädigen

Frau

Frau, sie erhielte von dieser ein paar Ohrfeigen und zugleich die Versicherung, daß man ihr den ganzen Schaden an ihrem Lohne abziehen würde, von dem sie doch seit zehn Jahren nicht einen Heller erhalten hatte. Wenn sich nur, sagte endlich die gnädige Frau, ein fremder Handwerckspursche des Mädchens erbarmen, es in seine Heimath führen und heurathen wollte! So wären, setzte das älteste Fräulein hinzu, wir doch der Schande los, welche die Elende täglich unsrer Familie macht. Karoline glaubte die Stimme eines Engels zu hören, vergaß schon auf der Treppe die empfangnen Ohrfeigen, und erwartete die Nacht und ihren Geliebten mit heisser Sehnsucht. Er kam, sie erzählte ihm, voll Vertrauen auf seine Liebe, das Vorhergehende, und fragte ihn endlich, ob er wohl ein Mädchen, das ihn ewig lieben, Tag und Nacht arbeiten wolle, heurathen könne? Jean, so hieß der Franzose, versprach morgen bey der gnädigen Frau um sie anzuhalten, und sie dann in seine Heimath zu führen. Dort, sagte er, habe ich ein schönes Haus und reiche Eltern, die werden dich als ihre Tochter aufnehmen und lieben. Die Nacht verflog

unter tausend angenehmen Planen, welche sich die gute Seele in die Zukunft machte, und Jean schied nur von ihr, um sich anzukleiden, und anständig vor der gnädigen Frau zu erscheinen. Mit Zittern erwartete Karoline diesen entscheidenden Zeitpunkt. Jean kam, wurde angemeldet, vorgelassen, und unter der Bedingung mit Karolinens Hand begnadiget, daß er, hier zu A— keinem Menschen etwas davon sagen, und sich erst zu Strasburg mit ihr trauen lassen sollte. Empfindsame Herzen mögen sich die Freude, das Entzücken des lieben Mädchens denken, das nun bald seinen Geliebten auf Priester Geheiß zu besitzen hofte, und durch eine Heurath die verlohrne Unschuld zu retten glaubte. Es war Karolinen unausstehlich, länger in einem Hause zu bleiben, in dem man sie stets verachtet hatte. Auch besorgte sie nicht ohne Grund, daß ihr Zustand verrathen werden könne, und drang daher ernstlich in ihren Geliebten, ihre und seine Abreise zu beschleunigen. Des Abends vorher, ehe sie abzureisen gedachten, unterrichtete sie Jean in allen, was sie noch im Hause zu thun habe. Du mußt, sagte er, morgen zur gnädigen Frau gehen,

und sie um deinen zehnjährigen Lohn bitten, sie kann dir des Jahrs nicht weniger als dreyßig Gulden geben, daß macht dreyhundert Gulden! Erhältst du diese, so gehe zum gnädigen Herrn, und bitte ihn um ein Reisegeld. Dein Vater war seiner Schwester Mann, und er müßte nicht Mensch, vielweniger dein Anverwandter seyn, wenn er dir nicht wenigstens funfzig Dukaten zum Abschied schenkte. Vergiß, fuhr er fort, auch die beyden Fräuleins nicht, ersuche sie um einige Kleidungsstücke, damit du anständig in meiner Eltern Hause erscheinen kanst. Karoline fand diese Lehren billig, und versprach, sie zu befolgen. Sie gieng auch wirklich den andern Morgen zur gnädigen Frau, nahm mit Thränen Abschied, und bat endlich verschämt und leise um ihren rückständigen Lohn. Ich will hier nicht die pöbelhaften Ausdrücke und Vorwürfe der gnädigen Frau wiederholen, sie entehren die Menschheit, für die ich doch schreibe! Kurz, sie wurde von ihren eignen hohen Händen zur Thüre hinausgeworfen, und bekam keinen Heller. Den Lehren ihres Geliebten getreu, gieng sie auch zu ihrem Onkel. Dieser äusserst pflegmatische, aber ehrliche

und redliche Mann, den seine Frau ganz regierte, der um der lieben Ruhe willen, sie mit seinem ganzen Vermögen schalten ließ, gab Karolinen alles, was er eben im Vermögen hatte, einen Dukaten. Das jüngste Fräulein schenkte ihr ein altes, seidenes Kleid, und das älteste fragte sie höhnisch: wozu eine Schlottfegerinn schöne Kleider brauche? Noch wars nicht Abend, als Jean schon auf ihre Kammer trat, und begierig nach Lohn und Geschenken fragte. Karoline zeigte, was sie empfangen. Jean starrte den Dukaten an, und sprach nichts. Ich bin dir doch eben so theuer als gestern, da du mich um fünfhundert Gulden reicher dachtest? fragte sein Mädchen, und Jean antwortete noch nichts. Habe ich dir, fuhr sie fort, nicht alles gegeben, was ich hatte? Liebe ich dich nicht, wie meine Seele? Bin ich der Arbeit nicht gewohnt? Ich will Tag und Nacht. — — Ich glaube es, sagte Jean, aber ich muß fort, ich habe noch Anstalten zu unserer Abreise zu machen, und kann dich heute nicht mehr sehen. Morgen mit dem frühsten erwartest du mich vor dem Thore im Hirschen, denn ich will

dieses Haus nicht mehr betreten. „Du kömmst doch gewiß?„ „Ganz gewiß, den Dukaten will ich dir aufheben, und das Kleid einpacken.„ So schied Jean, und Karoline blieb den ganzen Abend auf ihrer Kammer, weinte, betete, und aß die Suppe nicht, die ihr die Köchin aus Mitleid brachte. Früh um vier Uhr bat sie den Hausknecht, ihr die Thüre zu öffnen, und wanderte mit einem kleinen Päckchen, dem ganzen Inbegriffe ihrer Habseligkeiten, dem Thore zu. Eine alte Frau sah sie um halb fünf Uhr auf dem Kirchhofe, wo sie auf dem Grabe ihrer Eltern kniete und betete. Nach fünfe kam sie in Hirschen, setzte sich an ein offnes Fenster, und sah sehnsuchtsvoll nach dem Thore. Als es gegen Mittag kam, weinte sie oft und viel. Die Wirthin fragte sie verschiedenemal, ob sie etwas zu essen verlange? aber sie schüttelte mit dem Kopfe. Um sechs Uhr Nachmittags kam ein kleiner Junge, und brachte ihr einen Zettel, sie las ihn begierig, rang einigemal die Hände, weinte nicht mehr, und starrte immer den Zettel an. So saß sie bis es Nacht wurde, und fragte endlich die Wirthin, ob sie kein Zimmer

mer haben könne? Diese ließ sie durch die Magd in eine hintere Kammer führen, und alles gieng schlafen. Erst beym Mittagsmale des andern Tags fiel es der alten Mutter des Wirths ein, nach dem Mädchen zu fragen, das gestern so still da saß. Ich hörte sie gestern bis zwey Uhr seufzen und weinen, sagte die Magd. Man muß doch nachsehen, sprach der Wirth. Man gieng, fand die Thüre verschlossen, sprengte sie auf, und das verlassene Mädchen hatte sich an seinem Strumpfbande aufgehangen. Sie war schon starr, und alle Hülfe vergebens. Mein Freund, der eben in diesem Gasthofe speiste, sprang auf das Lärmen herbey; er und die alte Mutter waren die einzigen, die der Erblaßten eine Thräne schenkten. Er sah, daß sie in ihrer erstarrten Hand ein zusammengedrücktes Papier hielt, mit Mühe wand er es heraus, und mit noch grösserer Mühe konnte er es lesen, denn Thränen hatten es halb verlöscht. Es war ein Billet vom Jean, und gewiß hielt sie es darum so fest in der Hand, um es dort aufzuzeigen, wo sie nun Rechenschaft über ihre That zu geben hatte. Hier ist der Inhalt: „Du mußt

„ nicht glauben, liebe Karoline, daß ich
„ so ein Narr sey, und ohne einen Kreutzer
„ Geld mit dir in die weite Welt reisen
„ werde. Ich habe weder Haus, noch le-
„ bende Eltern, und kann dich also, da du
„ nichts hast, auch nicht heurathen. Mor-
„ gen früh wandre ich auf und davon, und
„ wenn du diesen Brief erhältst, so bin ich
„ schon einige Meilen von dir entfernt.
„ *Adieu, ma petite!* "

Jean Pierriere.

Mein Freund stand und staunte, und als sich, wie's bey solcher Gelegenheit immer geschieht, mehr Neugierige versamleten, so erfuhr er den Stand und die Freunde des Mädchens. Er gieng selbst am nämlichen Tage zur gnädigen Frau, erzählte ihr den ganzen Vorfall, und bat sie, wenigstens ein ehrliches Grab für die Unglückliche zu besorgen. Die gnädige Frau läugnete, daß sie je — ich wiederhole hier ihre Ausdrücke, — mit dem Nickel verwand gewesen, schalt sie eine lüderliche Dirne, und freute sich, daß sie ihren Lohn empfangen habe. Mein Freund reißte früher von A— fort, als er anfangs willens war, denn er wollte dies unglückliche Schlachtopfer der Liebe nicht in Henkershänden sehen.

Acht Jahre darnach gieng er einst auf dem Walle zu W— spaziren. Ein altes Weib drang ihm das Todesurtheil eines Missethäters auf, der den folgenden Tag gerädert werden sollte. Er nahms, und las zu seinem Erstaunen, daß der Missethäter Jean Pierriere hieß, ein junges Mädchen ihren Eltern entführt, und im Walde zu G— erbärmlich ermordet hatte. Jean Pierriere war meinem Freunde ein zubekannter Name, er eilte nach dem Gefängnisse, und da nach Landesgebrauch jeder mit dem Missethäter sprechen konnte, so nahte er sich auch, und erzählte ihm, nach einigen gleichgültigen Fragen, Karolinens Tod. Jean zitterte und bebte, weinte bitterlich, und nannte sich einen doppelten Mörder. Mein Freund erfuhr von ihm die ganze zusammenhängende Geschichte Karolinens, und überließ ihn dann dem Troste seines Geistlichen, weil er an der Barmherzigkeit des Ewigen zu zweifeln anfieng. Noch auf dem Richtplatze nannte er Karolinens Namen, und klagte sich vor dem ganzen Volke als ihren Mörder an. Häufige Thränen floßen dem vermoderten Mädchen zu Ehren, und der Gerechte sah hier Gottesfinger.

Prinzessinn Sophie von ---- *)

Willhelm war ein guter Fürst, und seine einzige Tochter, die Zierde seines Hofes, die gröste Schönheit ihrer Zeit. Personen, die sie noch gekannt haben, versichern mich, daß sie nie ein schöneres Frauenzimmer gesehen hätten. Die Augen des Greises, dem ich beynahe die ganze Geschichte zu danken habe, funkelten bey ihrer Beschreibung. Sie war, sagte er, schlank und schön gewachsen. Majestät und Güte mahlten sich auf ihrem Rosengesichte, und stritten sichtbar um den Vorzug. Ihr großes, blaues Auge entzückte, und ihr goldgelbes Haar floß wie Seide bis zu ihren Füssen herab. Ihr Gang war der Gang der Grazien, und ihr Ton!—Hier weinte der Alte! Ich hörte sie einst im Schloßgarten ein Lied singen, ich und, Gott weis es, alle Vögel horch-

*) Man verwechsle diese Geschichte nicht mit einer andern, die dieser zwar sehr ähnlich, aber doch nicht die nämliche ist. Diese, welche ich itzt erzähle, trug sich zu S— in W— zu.

horchten, und wenn mir in meinen letzten Augenblicken eine solche Stimme, ein solches Lied sänge, ich würde, anstatt die Todesangst zu fühlen, schon im Himmel zu seyn glauben! Wie herablassend sie nicht mit jedem sprach! Wie liebreich sie auch den Aermsten anhörte, und hunderten half, weil sie der Liebling ihres Vaters war. Herr, ich versichere sie, beschloß er endlich, daß des Gärtners Kinder oft zu ihren Füssen spielten, ihr manches schöne Kleid beschmutzten, und doch wieder bey ihr spielen durften.

Sehr natürlich wars also, daß die Prinzessinn schon in ihrer frühen Jugend von Anbetern umgeben war, daß sogar Jünglinge, deren Stand und Karakter weit unter dem ihrigen war, hingerissen von den Reitzen dieses Engels, sie hofnungslos liebten. Unter diesen letzten zeichnete sich N—, ein armer Edelmann und Lieutenant der Garde, besonders aus. Gute Sitten und Schönheit machten ihn jedem Frauenzimmer angenehm, und nannten die Männer ihre Prinzessinn Venus; so gabs viele Frauenzimmer, welche behaupteten, Lieutenant N—sey so schön, wie

Adonis. Täglich sah N—die Prinzessinn, und täglich liebte er sie mehr, liebte sie endlich so rasend, daß er die wahre Unmöglichkeit, sie einst zu besitzen, gewiß zu überwinden glaubte. Vorher war er unthätig, weinte nur im Stillen, und klagte sein Leiden den Wänden und Wäldern, jetzt, da seine Liebe gränzenlos wurde, war er thätig und unternehmend. Sein Karakter berechtigte ihn, oft um die Prinzessinn zu seyn, seine Liebe machte ihn zu ihrem Schatten, und wo Sophie war, da war auch N—. Durch das größte Kennzeichen der Liebe, durch äußerste Dienstfertigkeit suchte N—die Prinzessinn aufmerksam zu machen. Entfiel ihr ein Handschuh, ein Fächer, so bückten sich hundert, aber N— erhaschte ihn gewiß am geschwindesten, und wenn er bey dieser Gelegenheit, ihr Kleid, oder wohl gar ihre Hand berühren konnte, so wars eine Wonne für ihn, die er um kein Glück vertauscht hätte. N—s Unternehmen gelang, die Prinzessinn wurde aufmerksam. Hievon einen Beweis: Sophie saß einst an ihrer Toilette, eine Nadel— der schönste Stein ihres Schmuks—entfiel ihr, Kammerfrau und Zofen suchten um die Wette, und fanden sie nicht.

Prinzeß. (ungeduldig über das lange Suchen) Wäre doch der Lieutenant N— hier!

Kammerf. Und was sollte er?

Prinzeß. Die Nadel suchen, die ihr Langsamen nicht finden könnt.

Kammerf. Er würde sie eben so wenig finden.

Prinzeß. O gewiß! (lächelt)

Kammerf. Euer Durchlaucht müssen selbst über den Einfall lachen.

Prinzeß. Nicht über den Einfall, aber wohl über den dicken Baron R—. Lieutenant N— schleuderte ihn gestern so stark an die Wand, daß der arme Mann den ganzen Abend über Kontusion klagte.

Kammerf. Ja wohl, der arme Mann!

Prinzeß. Aber der Unbehülfliche stand ihm im Wege, als er meinen Fächer aufheben wollte. Laßt euch doch nach dem Wohlbefinden des Barons erkundigen!

Nachmittags gieng Lieutenant N— im Schloßgarten spatziren, er wußte, daß die Prinzessinn um diese Zeit ihre Schwane fütterte, und nur der Dienst konnte ihn abhalten, dabey gegenwärtig zu seyn. Die Kammerfrau der Prinzessinn saß in einer der nahen Alleen. Lieutenant N— machte ihr

ein

ein tiefes Kompliment, und sie erzählte ihm aus Dankbarkeit das heutige Tollettengespräch. N— war außer sich für Freuden, er sah Dämmerung, wo er sonst nur undurchdringliche Finsterniß erblikte. Hofnung— die Seele der Liebe— erwachte in seinem Busen, klopfte in seinem Herzen, und noch konnte er das große Glück, von der Prinzessinn bemerkt zu seyn, nicht fassen, als sie in Garten trat. Sie bestieg die Brükke, die quer über den Kanal gieng, hieng ihre Handschuhe aufs Geländer, und fütterte die herbeyeilenden Schwane. N— stand, wie gewöhnlich, hinter ihr, und als sie einem der hintersten Schwane auch etwas zu werfen wollte, so streifte sie an ihre Handschuhe, und warf sie in Kanal hinunter. Ohne sich lange zu bedenken, ohne zu überlegen, was er that, sprang N— nach. Die Prinzessinn, und mit ihr der ganze Hofstaat, erschrack über dies kühne Unternehmen, und Sophie schrie heftig, als N— die Handschuhe wohl erhaschte, aber, des Schwimmens ungewohnt, zu sinken anfieng. Man eilte ihm so schnell als möglich zu Hülfe, aber der Kühne hatte schon zu viel Wasser verschluckt, und sank, als er

der

der Prinzessinn die Handschuhe überreichte, ohnmächtig zu ihren Füßen hin. Als todt wurde er in ein Zimmer des Schloßes getragen, als todt beweinte ihn die Prinzessinn den ganzen Abend. Der gute Fürst nannte die That schön; aber die Fürstinn, eine stolze, herrschsüchtige Dame, mißbilligte sie. N— wurde erst nach zehn Stunden durch die geschicktesten Versuche der chirurgischen Kunst zu sich gebracht. Die schlaflose Prinzessinn bekam so gleich Nachricht davon, und zeigte das reinste, lebhafteste Vergnügen darüber. N— erschien nach vier Tagen gesund am Hofe. Der Fürst ließ ihn ruffen. Sie sind Hauptmann der Garde, sagte dieser edle Mann, und hier ist eine kleine Summe zu ihrer Equipirung! (Es waren tausend Dukaten.) Sie haben, fuhr er fort, zwar nur meiner Tochter Handschuhe gerettet; aber sie retteten solche mit Gefahr ihres Lebens, und überzeugten mich dabey, daß sie es für meine Person, für mein ganzes Haus eben so kühn wagen würden. Die Fürstinn war unzufrieden mit dieser Belohnung, mancher Hofschranze rümpfte die Nase darüber, aber die Prinzessinn liebte nach dieser Begebenheit den Haupt-

mann

mann N— eben so stark, eben so gränzenlos, wie er sie. Dies ist gewiß, dies beweißt die Folge meiner Geschichte; aber wie die Verliebten sich sahen, wo sie sich fanden, ist ein dunkles Räthsel, das vielleicht kein Mensch auflösen kann, keine Zeit auflösen wird. Sie hatten keinen Vertrauten, keine Vertraute, und sprachen sich doch oft allein, wachten, sehr wahrscheinlich, ganze Nächte beysammen. Freylich wars dem kühnen, unternehmenden N— ein leichtes, Mauern zu übersteigen und Strickleitern zu gebrauchen, aber wie er— wenn mans auch annehmen wollte— dies alles that, ohne daß es ein menschliches Auge gewahr wurde, ist abermals ein Räthsel, das ich ohne Verletzung der Wahrheit nicht auflösen kann. So viel kann ich mit Gewißheit erzählen, daß die Prinzessinn den Hauptmann N—, als er wieder bey Hofe erschien, sehr auszeichnend begegnete, oft mit ihm sprach, oft ihre Hand auf seine Schulter legte, und oft im Garten mit ihm spazierte. Schon zischelte man sich am Hofe allerhand in die Ohren, schon nannten die Hofdamen den Hauptmann N— nicht mehr Adonis, als die Prinzessinn sich auf einmal

gegen ihn wieder sehr gleichgültig betrug, und er oft Tage lang nicht in ihrer Antichambre erschien. Ungefähr ein Jahr darnach, als das ganze Gerüchte schon vergessen war, rief die Prinzessinn eine ihrer Kammerfrauen früh vors Bette. Sophie benetzte ihre Hand mit Thränen. O Freundinn, helfen, rathen sie mir! Ich werde — O schweigen sie ja! — ich werde in wenig Augenblicken Mutter seyn! Stehen sie mir bey! Retten sie meine Ehre! Die Kammerfrau erschrack aufs heftigste, wußte nicht zu rathen, nicht zu helfen, und rannte ausser sich — ohne zu bedenken, was sie that — zur fürstlichen Mutter hin. Diese kam, einer Furie gleich, zur Prinzessinn. Wie sie ihr begegnete, weis ich nicht; aber eine Stunde darauf trat sie Wuth schäumend aus dem Zimmer, erzählte — so unwahrscheinlich es auch vielen scheinen wird — den ganzen Vorfall der Wache, der vollen Antichambre, und schrie endlich gar zum Fenster hinaus: Meine Tochter ist mit R— zur H··· worden! *)

R—

*) Einige meiner Freunde halten das für unwahrscheinlich, und doch ists wahr! Viele alte Leute haben mirs erzählt, und mit Zeugen bestättiget.

N— stand an der Spitze seiner Kompagnie im Schloßhofe, hörte die schrecklichen Worte, eilte nach Hause, warf sich auf sein Pferd, und jagte über die Gränze. Der alte Fürst weinte bitterlich, als man ihm die Sache erzählte, schalt seine Frau eine unnatürliche Mutter, trauerte Monate lang um sein gefallenes Kind, und die ganze Stadt trauerte mit ihm. Die Frucht dieser so geheimnißvollen Liebe, ein schöner, holder Knabe, wurde durch eine Vertraute der Fürstinn aufs Land gebracht, und niemand weis von seinem Schicksale weiter etwas zu erzählen. Vermuthlich ist er gestorben, denn er wurde zwey Monate zu früh gebohren, und überraschte seine Mutter in einer sorglosen Sicherheit. Wäre dieses nicht geschehen, so lagen gewiß schon Plane fertig, die seine Geburt, so wie seiner Eltern Liebe dem Auge der Menschen verborgen hätten; aber die Prinzessinn hatte den Abend zuvor, an dem Geburtsfeste ihres Vaters, sehr heftig getanzt, empfand die halbe Nacht schon Geburtsschmerzen, und rufte nur dann um Hülfe, als sie um das Leben ihres Kindes besorgt wurde.

Sechs Wochen darnach wurde sie um Mitternacht nach dem festen Schlosse S— gebracht. Der schlaflose Fürst hörte den Wagen vorrollen, und tratt ans Fenster. Er sah bey dem Scheine der Fakeln sein einziges Kind nach den Wagen führen, sah, wie sie trostlos die Hände rang, hörte, wie sie den Umstehenden den Abschied an ihren alten Vater befahl, und sank ohnmächtig zurück. Unterdessen fuhr der Wagen fort, und wie der Fürst beym Erwachen sein Kind sehen wollte, so bewiesen ihm harte und unempfindliche Herzen die Unschicklichkeit so lange, bis er sich in sein Schicksal fügte, seine Tochter noch oft beweinte, aber nie mehr sah. Die Prinzessinn wurde in ihrem Staatsgefängnisse streng bewacht, ihr Schlafzimmer war im zweyten Stockwerke, vor ihrer Thüre schlief die ganze Schaar weiblicher Domestiken, an deren Thüren Wache stand. Ein großer, tiefer Graben, über den man nur auf einer Zugbrücke kam, gieng um das Schloß herum, und ein hoher Wall, mit Wachen besezt, schien jede Flucht, jede Entführung unmöglich zu machen. Und doch verzweifelte die heftig liebende Sophie nicht. Worte

te, Ausdrücke, die ihr dann und wann entfielen, bewiesen deutlich, daß sie noch mit gleicher Stärke liebte, und ihren N— einst wieder zu sehen hofte. Einst sagte sie zu ihrer Oberhofmeisterinn: Könnte ich nur noch einmal das Kind sehen, das ich unter den grausamsten Schmerzen, unter dem Fluche meiner Mutter gebahr! Kann ich, o beste Freundin, kann ich nicht? die Oberhofmeisterinn zuckte die Achseln und schwieg. So sagen sie mir wenigstens, ob der holde Engel ein Knabe oder ein Mädchen war? ob er noch lebt? Eine Mutter darf, kann, muß ja dies wissen! Auch diese Fragen blieben auf den ausdrücklichen Befehl der Fürstinn unbeantwortet. An einem andern Morgen, als sie den Abend zuvor viel geweint hatte, zog sie eine ihrer Kammerfrauen ans Fenster, faßte ihre beyden Hände, sah ihr starr ins Gesicht, und fragte:

Lebt N—? Ist er in Sicherheit?

Die Kammerfrau wollte nicht antworten.

Prinzeß. Antwort will ich, reine, wahrhafte Antwort, oder, Gott im Himmel hört meinen Schwur, sie weinen morgen über meiner Leiche!

Kammerf. Er lebt!

Prin-

Prinzeß. Lebt, um vielleicht bald bluten zu müssen?

Kammerf. Nein! Er flüchtete über die Gränze!

Prinzeß. Kann ich es glauben, können sie's beschwören?

Kammerf. So wahr mir Gott helfe! Es ist so!

Prinzeß. (Im Ausbruche der Freude) Bist du gerettet, guter N—, so sehe ich dich wieder, so gewiß wieder, als der da oben deine Schwüre aufzeichnete und billigte.

Dies war das einzige und erstemal, daß sie ihrer Liebe Worte gab. Sie war, von dieser Stunde an, oft freudig, oft sogar lustig, und Hofnung besserer Zeiten thronte in ihrem Auge. Ihr Vater, der beste Fürst, wurde in einem Monate drauf krank. Die Aerzte kündigten ihm den Tod an, und er wollte sein Kind, seine Sophie noch einmal sehen, ihr Verzeihung aus seinem Munde ankündigen; aber die Fürstinn, und, ihr zu gefallen, die Aerzte protestirten gegen diesen zu erschütternden Auftritt, und Willhelm starb, ohne sein einziges Kind gesehen, gesegnet zu haben. Die Trauerpost erscholl schon früh im Schlosse, die

Prinzessinn erfuhrs, und der Schmerz, einen so guten Vater verlohren zu haben, vielleicht an seinem Tode schuld zu seyn, überwältigte sie ganz. Gott ließ mir ihn, sagte sie zur Oberhofmeisterinn, nicht mehr lebendig sehen, aber tod muß ich ihn noch sehen! Sie aß und trank nichts, weinte, schrie, heulte und wütete in ihrem eignen Körper. Die Oberhofmeisterinn machte an die Fürstinn eine Vorstellung und erhielt eine verneinende Antwort. Endlich, als sie um das Leben der Prinzessinn besorgt wurde, beschloß sie das Verlangen derselben eigenmächtig zu erfüllen. Sie zog solche als eine Magd an, ließ sie, um allen Verdacht zu vermeiden, hinter den Bedienten aufs Kutschbret sitzen, und fuhr unter dem Vorwande, den Fürsten auf dem Paradebette zu sehen, nach der Residenz. Die Prinzessinn hatte versprochen, sich still zu halten, ihn nur zu sehen, dann wieder heim zu kehren. Sie traten in die Schloßkirche. Sophie sah ihren Vater tod da liegen, vergaß ihre Verkleidung, ihr Versprechen, sah nicht die Menge des Volks, das den Sarg umgab, drängte sich durch, stürzte auf ihn hin, und küßte sein bleiches Gesicht, seine

ge=

gefalteten Hände. Die Wache wollte die Verwegne wegreissen; aber die Oberhofmeisterinn verbots. Laßt sie! und viele der Anwesenden erkannten nun die Prinzessinn, und weinten mit ihr. Sophie gab endlich ihrem Schmerz Worte: Hast du mir vergeben? Kannst du mir vergeben? schrie sie unaufhörlich! Ein alter Kammerdiener, der traurig an dem Sarge seines Fürsten stand, trat hinzu. Prinzessinn, sagte er, ich bin in den lezten Stunden unsers Fürsten nicht von seinem Bette gewichen! Oft hat er ihren Namen genannt, oft und laut ihnen alles vergeben! Schon als der Tod mit ihm kämpfte, und Todesangst seine Sinne schwächte, führte die Einbildungskraft sie vor sein Bette. Er richtete sich zum leztenmal in die Höhe, meine Hand unterstüzte ihn. Sophie, nimm meinen Seegen! sprach er, und verschied. Die Prinzessinn warf sich am Sarge nieder! Dank, mein Vater Dank! rief sie, und unter der großen Menge, war keiner, der nicht, von ganzem Herzen, dem gewiß gegenwärtigen Geiste des Fürsten mitdankte. Mit Gewalt mußte man sie vom Sarge wegreissen, mit Gewalt zur Kutsche führen, und als

der Wagen schon durch die Gassen eilte, strekte sie noch immer ihre Hände aus, und schrie: Mein Vater! Mein Vater!— Die ganze Residenz wußte diesen Vorfall, der ganze Hof sprach davon, und — man erkenne daraus die Liebe des Volks zu dem letzten Zweige seines guten Regenten — die Fürstinn erfuhr's doch nicht!

Die Prinzessinn trauerte nun über einen Monat im Stillen. Ihr Schmerz war noch groß, aber gemässigt. Die Oberhofmeisterinn, eine sanfte, gute Frau, hielt sie nicht mehr so eingekerkert, als ihre Befehle lauteten, gieng oft mit ihr im Garten spatzieren und suchte sie auf alle Art zu zerstreuen. Vielleicht wär's ihr nicht so bald gelungen, vielleicht hätte die Prinzessinn ihr ganzes Leben vertrauert, wenn nicht folgende Begebenheit ihr Herz ermuntert, ihre Seele erheitert hätte:

Ein alter Bauer, der schon von lange her das Schloß mit verschiedenen Viktualien versah, und nun bey der größren Anzahl seiner Bewohner täglich dahin wanderte, wurde um diese Zeit im Walde von einem Fremden angehalten. Ich will ihr Gespräch, das ich aus dem Munde seines Sohnes habe, wörtlich wiederholen:

Fremder. Guten Morgen, Alter! Wohin so früh?

Bauer. Ins Schloß! Trag meine Waare zu Markte.

Fremder. Ist ziemlich schwer, wie ich sehe! Ruht ein wenig! (Hier hob er ihm den Korb vom Rüken) Wer wohnt denn im Schlosse?

Bauer. Seyd gewiß ein Fremder? Unsre Prinzessinn Sophie residirt da.

Fremder. (verwundernd) Prinzessinn Sophie? Ist die nicht mehr in der Residenz?

Bauer. Ja Herr, es geht manchmal kurjos in der Welt! Leider ist sie's nicht mehr! Es hat sich so etwas zugetragen, wovon unser eins nicht gerne spricht, aber ihm kann ichs schon vertrauen! Sie hatte sich da mit einem Hauptmanne verplämpert. —— 'S ist — er versteht mich schon — etwas ganz Natürliches drauf gefolgt, und nun muß sie, wie man hört, ewig auf dem Schloße gefangen sitzen.

Fremder. Ewig? Das wäre hart!

Bauer. Sehr hart; aber 's ist doch so! O Ewigkeit, du Donnerwort! O Schwerd, das durch die Seele bohrt! singen wir in unserm Gesangbuche! Er hat recht, 's ist

hart, und doch wirds nicht anders werden. Man hat bis itzt immer auf den neuen Fürsten gehoft, aber der soll gesagt haben: Sein'twegen könne sie ewig sitzen.

Fremder. Die arme Prinzessinn! (sich die Augen wischend)

Bauer. So ist er mir ein lieber Mann! Sieht er, man darf nicht reden, wie man denkt, und ob ich gleich nur ein Bauer bin, so wollte ich doch erst sehen, wie er's nähme. Ja 'wohl, die arme Prinzessinn! Ich und meine Frau haben schon was ehrliches um sie geweint. 'S Herz möchte mir springen, wenn ich dran denke! Ich weiß auch, was Liebe ist, gieng in meiner Jugend bey meiner Frau auch weiter, als ich gehen sollte; aber meine Eltern nahmen's, wie's zu nehmen war, und gaben ihre Einwilligung zur Hochzeit. Hätten sie uns getrennt, ich hätte mich, meiner Seele, an den ersten, besten Baum aufgehängt, und hängen will ich noch, wenn sich meine Liese, nicht neben mir gehängt hätte. In der Stadt spricht man freylich vom Unterschiede des Standes, aber das verstehen wir Bauern nicht recht, und ich denke: Liebe hat kein Gesetz! Nicht wahr, lieber Herr?

Frem=

Fremder. Ja wohl! ja wohl! —— Ihr habt also wahres Mitleiden mit der Prinzessinn?

Bauer. Frag er mich nicht! Ich muß hernach den ganzen Weg flennen, und wenn ich ins Schloß komme, so fragt mich jeder Schuhputzer: Ob mich meine Frau geprügelt hat?

Fremder. Sagt mir einmal! (Hier sah er sich sorgfältig um) Wenn ihr dem guten Paare einen Dienst erweisen könntet, thätet ihr's wohl gerne, wohl mit Freuden?

Bauer. Herr, wenn ich die Prinzessinn aus dem Schloße heraus führen, und ihrem Hauptmanne geben könnte, ich liesse Haus und Hof im Stiche, pakte meine Frau und Kinder zusamm, und gieng mit ihnen auf und davon bis in die neue Welt. Und, glaub er's oder glaub er's nicht, ich fühls ordentlich, wie mirs wohl thun würde, wenn sie sich so bey mir bedanken, mich ihren Erretter nennen, meine alte Hand drüken, mich seegnen —— Doch ich komme zu weit in Text, ich muß gehen. (packt seinen Korb an)

Fremder. Einen Augenblick noch! Hat er die Prinzessinn schon gesehen?

Bauer.

Bauer. Gesehen und gesprochen! Ich kram' meine Waaren im Schloßhofe aus, da kömmt sie denn gemeiniglich mit ihrer Oberhofmeisterinn aus dem Garten, und tritt allemal an meinen Korb hin. Gestern erst fragte sie mich: ob ich eine Frau, ob ich Kinder hätte? Das Wort Kinder sprach sie so wehmüthig aus, daß ich noch weinen möchte, wenn ich dran denke! Sieht er da an meinem Korbe die schwarzen Kreuzeln! — Da — und da! Ueberall hat ihre Hand geruht! Ich zeichne es allemal meiner Frau zu gefallen an, die tatscht denn dran rum, und flennt ein Stückel dazu.

Fremder. (küßt die bezeichneten Stellen)

Bauer. Ja küß er's nur! Es ist, mein Seel, die schönste Hand, die ich in meinem Leben gesehen, und —— (hält ein) Sag er mir einmal, kennt er die Prinzessinn?

Fremder. Ja, ich kenne sie; aber wünscht wohl ihr den Hauptmann N— zu kennen?

Bauer. Warum nicht, wenn's möglich wäre! Aber der wird's wohl bleiben lassen, hieher zu kommen, denn, glaub er mir's, wenn sie ihn erwischten, sie hieben ihm den Kopf herunter.

Fremder. Wenn er aber doch vor euch stünde?

Bauer. So würde mich's herzlich freuen, den Mann gesehen zu haben, den unsre Prinzessinn so gerne hat. Ist er's etwan gar selbst?

Fremder. Ja, ich bin's.

Bauer. So sey er mir schönstens willkommen! Aber Herr, ich bitte ihn recht schön, nehm er sich in Acht.

Hauptm. Sorgt euch nicht, ich bin hier sicher, kann ganz glücklich werden, wenn ihr mir euren Beystand nicht versagt.

Bauer. Herr, was ich vorher versprach, das werde ich halten. Sag er nur, was ich thun soll.

Hauptm. Traut ihr euch wohl, der Prinzessinn einen Brief zu übergeben?

Bauer. Wird schwer halten! Die Alte steht immer ganz nahe bey ihr. Doch probiren will ich's. Laß er einmal sehen! Wie groß ist der Brief?

Hauptm. Sehr klein! Auch könnt ihr ihn so oft zusammfalten, als ihr wollt.

Bauer. Nur stille! Will einmal etwas probiren! Sieht er, da hab ich ein recht großes Ey, das will ich der Prinzessinn

sinn zum Geschencke machen. Den Brief will ich so drunter stecken! Sieht er itzt etwas vom Briefe?

Hauptm. Nein!

Bauer. Nun, so will ich ihr mit dem Eye, den Brief in die Hand stecken! —— Aber Blitz, wenn sie das Ding nicht verstünde, und mich fragte, was sie mit dem Wische machen soll?

Hauptm. Sie versteht's gewiß.

Bauer. Wenn er mir dafür steht! —— Denn bedenke er nur meine arme Frau und Kinder!

Hauptm. Ich stehe für alles, auch soll's in keinem Falle euer Schade seyn. Hier, zum Beweiß! (gab ihm Gold) (Es waren zwölf Dukaten.)

Bauer. Bezahls ihm Gott, lieber Herr! Ich nehm sein Geschenk an, kann's zum Besten meiner Frau und Kinder brauchen; aber wenn er glaubt, ich thät's bloß des Gelds wegen, so irrt er sich. Ich kanns nicht so recht sagen; aber ich liebe die Prinzessinn, bin auch ihm gut, und deswegen thu ich's.

Hauptm. Auch nehm ich's so, auch soll dies Geld keine Vergeltung euers

Dien-

Dienstes seyn, den ich nie vergelten kann. Morgen, lieber Alter, gebt auf jede Bewegung der Prinzeſſinn acht, sie wird euch gewiß eine Antwort geben. Geschieht dies, so legt den erhaltnen Zettel nur in diesen hohlen Baum, ihr werdet dort wieder etwas für euch finden. Itzt geht! Gott seegne euer Unternehmen!

Bauer. Amen, Herr, amen! Es ist mir selbst nicht recht wohl! Ordentlich angst und bange! Ich will unterwegens ein paar Vater unser beten. Leb' er wohl, Herr Hauptmann! Er hat einen schönen Schatz; aber, Gott weiß es, ich und meine Frau gönnen ihm solchen vom Herzen.

So gieng der Bauer nach dem Schloße, brachte der Prinzeſſinn den Brief richtig in die Hände, erhielt den andern Morgen von ihr ein Geschenk, und mit diesem ein mit Bleystift beschriebenes Papier. Dieses legte er in den hohlen Baum, fand dort wieder einige Dukaten, und war so, ohne den geringsten Verdacht, durch vierzehn Tage der Briefträger der Liebenden. Als er am funfzehnten Tage wieder nach dem Schloße wanderte, stand an der Stelle, wo er sonst immer den Hauptmann fand, ein Bauer

mit

mit einem Korbe, der ihm, ohne ein Wort zu sagen, nachfolgte. Wo geht ihr denn hin, Landsmann? sagte der schon bekannte Bauer. Kennt ihr mich nicht, antwortete jener, ich bin ja der Hauptmann! Nach langem Untersuchen erkannte erst der Bauer seinen Freund, und trug daher um so weniger Bedenken, ihn als Knecht mit aufs Schloß zu nehmen. Nur, sagte er unterweges, macht nicht dumme Streiche, und fallt einander um den Hals, ich könnt's euch, mein Seel, nicht verdenken, aber thun dürft ihrs doch nicht! Der Hauptmann erzählte ihm dann, daß die Prinzessinn von seiner Ankunft und Verkleidung schon unterrichtet sey, ihn zu sehen ausdrücklich verlangt hätte, und sich also auch in Acht nehmen würde. So kamen sie ungehindert ins Schloß, und hatten beynahe alle ihre Waare verkauft, als die Prinzessinn mit ihrer Oberhofmeisterinn aus dem Garten kam. Sie gieng, ohne die Bauern anzusehen, vorbey, kehrte aber wieder um, und sagte: Ach, da ist ja mein Bauer! Nun, wie geht's guter Alter? Habt ihr heute einen Kammeraden mitgebracht?— — 'S ist mein Knecht, Ihro

Durch-

Durchlaucht, 's wird mir der Bestellung zu viel, kanns nicht mehr allein tragen. — — Und was hat denn euer Knecht? Auch Käse? Auch Eyer? Hier trat sie zu dem Korbe ihres Geliebten hin, drückte, indem sie in dem Korbe herumsuchte, zum letztenmale seine Hand, sah ihn zum letztenmale, als sie sich auf der Schloßtreppe noch einmal nach ihm umkehrte.

N— hatte in seinen Briefen mit der Prinzessinn ihre Entführung verabredet. Sie willigte mit Freuden in diesen Vorschlag. Ich habe, schrieb sie ihm, keinen Vater mehr zu kränken. Meine Mutter liebt mich nicht, und so hoffe ich an deiner Seite, auch in der elendesten Hütte, das Glück der Liebe ganz zu genüßen. Der Bauer mußte einst seinen Korb unter der Schloßtreppe stehen lassen. Eine Strickleiter lag darinne, die Prinzessinn trug solche Abends auf ihr Zimmer, ließ sich glücklich damit auf den Wall herab, und erwartete sehnsuchtsvoll ihren N—, der sie in einem Kahne über den Schloßgraben abzuholen versprochen hatte. Schon hörte sie den Kahn plätschern, schon streckte sie ihre Hände nach ihm aus, als die nahe

Wache

Wache, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, Feuer gab. Es wurde Lerm, Fakeln brannten in der Nähe. Sophie, mehr um ihren N—, als um sich besorgt, schrie ihm zu, sich zu entfernen. Er wollte zu geschwind umlenken, und der Kahn schlug um. Zweymal rief er noch: Sophie; und sank unter. So fand er in den Wellen erst sein Glück, dann seinen Tod. Die Prinzessinn sahe bey dem Scheine der Fakeln ihren Geliebten sinken, und sank mit ihm. Ohnmächtig wurde sie auf ihr Zimmer getragen, erholte sich dort zwar; aber sprach kein Wort mehr. Der Vorfall wurde der Fürstinn berichtet, und Sophie sollte nach ihrem Befehle den Tag nachher auf eine andere Festung gebracht, und dort eng eingekerkert werden. Um zwölf Uhr in der Nacht stand sie auf, suchte etwas in ihrem Schreibtische, legte sich auf Befragen still wieder nieder, und wurde am andern Morgen tod gefunden. Ein Gläschen lag bey ihrem Bette, die Aerzte erkannten den Ueberrest für Gift, und Merkmale desselben zeigten sich auch an ihrem Körper. Sie ruht jetzt an der Seite ihres Vaters, und manche gute Seele schenkt ihr noch eine Thräne!

N—s Körper wurde erst nach ihrem Tode im Schloßgraben gefunden, und an der Stätte der Missethäter verscharrt; aber die Nachkommen des alten Bauern wahlfahrten noch immer aus Dankbarkeit über seine reichlichen Geschenke, zu seinem Grabe, pflanzen bey nächtlicher Zeit Blumen darauf, und wo am Rabensteine Rosen blühen, und Veilchen duften, dort liegt der treue, unglückliche Liebhaber einer Prinzessinn.

Lieschen und Jakob.

Im ganzen S—r Lande konnte jeder Graf, jeder Baron, und wer nur immer ein von vor seinem Namen klekste, ungehindert so viel Maitressen halten, als er zu ernähren im Stande war. Der Gott geweihte Priester, der Bräutigam der Kirche durfte ungestraft, vermummt und verkleidet in der Bürger Häuser schleichen, und ganze Nächte mit der untreuen Hausfrau durchwachen; aber dem Lastthiere des Vornehmen, dem armen Bauern war's streng verboten, mit seinem Mädchen, das

er sich doch zur Gattinn erwählte, allein spazieren zu gehen, und wenn ein junger Bauer bey Nacht am Fenster seiner Liebsten ein Liedchen trällerte, so waren Schergen gedungen, die dem Reichen vom Rechtswegen zehn Gulden abpreßten, den Armen, aber doch mit gleicher Leidenschaft gebohrnen, halb tod prügelten. Von jeher wurden diese Schergen von den Bauern für unehrlich gehalten, und mit dem, der in ihre Hände fiel, trank man aus dieser Ursache nicht gerne mehr aus einem Kruge. Kinder mußten sich's im Wirthshause noch vorwerfen lassen, daß ihr Vater einst in Schergens Händen war.

In diesem Lande wohnte zu M— der Schulmeister G—. Lieschen, seine Tochter, war das schönste Mädchen des Dorfs und der ganzen Gegend. Herzlich und innig liebte sie Jakob des Müllers Sohn, und Lieschen erwiederte seine Liebe mit gleichem Maaße, mit gleicher Stärke. Beyder Eltern kannten und billigten diese Liebe, und sprachen oft, wenn sie vertraulich beysammen saßen, vom ihrer Kinder Glück, von der Freude, die sie einst im späten Alter an ihren Enckeln erleben wollten.

Es war Sonntag, und einer der schönsten Frühlingstage, als Jakob sein Lieschen zu besuchen eilte. Ihre Eltern waren nicht zu Hause. Lange saßen sie in der Stube, sprachen von ihrer Liebe, von ihrer nahen Hochzeit, und schlenderten endlich Arm in Arm nach dem Garten. O hör nur, lieber Jakob! sagte Lieschen, wie dort im Walde die Nachtigallen so schön schlagen, wie die andern Vögel drein singen, als ob sie unsern lieben Herrn Gott dankten, daß er uns heute einen so schönen Tag gegeben hat. O hör, nur hör! So traten sie an Gartenzaum, giengen bald darauf, um das Konzert näher zu hören, ganz hinaus, und waren schon, unter vertraulichen Gesprächen über die Schönheit der Natur, mitten im Walde, als sie den Schergen des Orts auf sich zueilen sahen. Auf einmal fiels ihnen ein, daß sie das oben erwähnte Gesetz überschritten hatten, und flohen. Jakob, der wohl wußte, daß der Scherge nur ihn arretiren, nur ihn strafen könne, ließ im Laufen sein Lieschen hinter sich. In wenig Minuten holte sie der nacheilende Scherge ein, und als sie sich wieder los zu machen suchte, so schlug er unbarmher-

zig auf sie zu. Lieschen schrie um Hülfe, Jakob hörte ihr Geschrey, und kehrte eben so eilig um, als er zuvor geflohen war. Er fiel dem Schergen in die Arme, dieser aber, stärker als er, schlug mit neuer Stärke bald auf Lieschen, bald auf ihn los. Jakob zog nun sein langes Brodmesser hervor, und als er sah, wie über seines Mädchens Angesicht das Blut herunter floß, so stieß er es dem Wüthenden in die Brust. Der Scherge sank tod nieder, und Lieschens Schrecken, Jakobs Erstaunen war ohne Gleichen. Ich ein Mörder! schrie er, und raufte seine Haare! Was hast du gethan? wimmerte sie, und rang die Hände! Beyde beschäftigten sich nun ihrem Tyrannen beyzustehen, den bereits Toden wieder zu erwecken; aber das scharfe Messer war bis ins Herz gedrungen, und auch die geschickteste Hülfe wäre vergebens gewesen. Noch knieten sie beym Leichname, als einige Bauern vorüber giengen und von ihnen den ganzen Vorfall erfuhren. Nun mußten sie ihren Freund mit seinem Mädchen nach dem Amthause führen, denn fliehen wollte er nicht, ob es ihm gleich die guten Bauern oft genug zu verstehen gaben.

Ich vermag nicht, das Schrecken der Väter, das Jammern der Mütter zu beschreiben, die ihre guten Kinder in Ketten und Banden, und mit einmal all ihre Hofnung, all ihre Aussichten verschwinden sahen. Jakobs Mutter wurde bey diesem Anblicke närrisch, noch geht sie oft im Dorfe herum, und fragt jeden, der ihr begegnet: Ob er nicht den Kopf ihres Sohnes gefunden habe? Den andern Tag wurde Jakob verhört, und da er, wie's wirklich war, alle Schuld auf sich nahm, jeden Umstand treu erzählte, und sich ganz allein als den Thäter angab; so wurde gleich darauf Lieschen ihrem trostlosen Vater wiedergegeben, und Jakob den folgenden Morgen nach der Residenz geführt.

Der gutherzige Beamte erlaubte vorher Lieschen und allen seinen Freunden, von ihm Abschied zu nehmen. Aber sie konnte kein einziges Wort mit ihrem Geliebten sprechen, wollte sie reden, so erstickten Thränen ihre Stimme; sie saß also still an seiner Seite, blickte ihn dann und wann mit aller Inbrunst der Liebe an, und hielt seine Hand fest, an der ein Ring stack, den sie ihm zum Unterpfande der Treue gegeben hat-

te. Der andern Hand hatte sich sein armer Vater bemächtigt, er drückte sie stillschweigend an sein Herz, und fühlte das Schreckliche dieser Szene doppelt, weil er seinen Kummer durch Thränen nicht erleichtern konnte. Die trostlose Mutter kniete bey den Füssen ihres Sohnes, und hob seine Fesseln in die Höhe, damit die heiligen Engel, welche ihre erhitzte Einbildungskraft neben ihm stehen sah, ihn um so leichter fortführen könnten. Alle andere Freunde und Bekannte hatten einen Kreis um die Leidenden geschlossen, und sahen mit gefalteten Händen, mit Thränen im Auge stillschweigend zu. Unter allen war Jakob am standhaftesten. Er versicherte sein ohnmächtiges Mädchen, daß er sie jenseits wieder sehen würde, küßte seine Eltern, und setzte sich freywillig auf den Wagen, der ihn zur Residenz und dem Tode näher führen sollte. Das ganze Dorf begleitete ihn bis auf die Anhöhe. Als der Wagen in die Tiefe hinunter rollte, und man endlich nichts mehr von ihm sah, fieng die ganze Menge laut zu weinen an, und das Echo wiederholte ihr Geschrey, ihr letztes Lebewohl! Jeder schlich nun traurig nach Hau-

se, und schloß den armen Jakob in sein Gebet ein. Am folgenden Sonntage war Musik im Wirthshause; sonst versammlete sich die ganze Jugend des Dorfs, und tanzte in fröhlichen Reihen bis an späten Morgen; aber heute erschien kein Tänzer, keine Tänzerinn, alle saßen einsam zu Hause, und trauerten um ihren Freund. Montags darauf wurde Lieschen nach der Stadt zitirt, um, weil sie bey der Mordthat zugegen war, jeden Umstand noch einmal zu erzählen; aber sie wars nicht vermögend. Sie wurde äußerst schwach vors Gerichte geführt, und da immer eine Ohnmacht nach der andern folgte, so ließ sie der mitleidige Richter blos schwören, daß ihre von dem Beamten schon eingeschickte Aussage, ohne Falsch und wahrhaft sey. Ihre Eltern führten sie ins Dorf zurück, und in einigen Tagen brachten die Holzbauern die Nachricht aus der Stadt mit, daß Jakob zum Schwerte verurtheilt sey. Lieschen raste, ihre Eltern mußten bey ihrem Bette wachen. Als sie nach Mitternacht der Schlaf überwältigte; so träumte ihr: Jakob stehe vor ihrem Bette, und beschwöre sie, ein Memorial beym Fürsten einzureichen. Wenn

du dies thust, sagte er, so wird mit mein Leben geschenkt werden. Sie erwachte, stand freudig auf, und da sie von ihrem Vater ganz hübsch schreiben gelernt hatte; so setzte sie folgende, wörtlich kopirte Bittschrift auf:

„ Im Namen Gottes des Vaters, des
„ Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!
„ Aus der Tiefe rufe ich zu dir! O Herr
„ erhöre mein Flehen! Ich heiße Elisa-
„ beth G--, und bin seit einem Jahre die
„ verlobte Braut des Jakob L—, der über-
„ morgen durchs Schwert hingerichtet wer-
„ den soll. Gott im Himmel erbarme dich
„ meiner! Er hats meinetwegen gethan, und
„ soll itzt meinetwegen sterben! Der Scherge
„ hat mir drey Löcher in Kopf geschlagen,
„ und Jakob erstach ihn in der Angst, da-
„ mit er mich nicht tod schlagen möchte.
„ Stirbt mein Jakob, so sterbe ich auch,
„ und meine armen Eltern werden mit mir
„ sterben! Seit acht Tagen habe ich heute
„ eine Stunde geschlafen, und da ist er mir
„ im Traume erschienen, und hat gesagt:
„ Ich sollte eine Bittschrift bey unserm Für-
„ sten einreichen; so würde ihm sein Leben
„ geschenkt werden. Erst vor einer halben

Stun-

„ Stunde hat mirs geträumt, denn ich bin
„ gleich aufgestanden, und habe zu schrei-
„ ben angefangen. — — Ich habe in mei-
„ nem Leben mit keinem großen Herrn ge-
„ sprochen, ich weis keinen Titel, mein
„ Vater hat ihn wohl einmal vom Beam-
„ ten abgeschrieben, aber er kann ihn nicht
„ finden. Ich denke, Gott, der mir den
„ Traum eingegeben hat, wird wohl auch
„ machen, daß mich unser gnädiger Fürst
„ und Vater ohne Titel versteht, und mein
„ Gebet erhört. Ach Jesus, Maria und
„ Joseph! wenn er los käme, ich würde ge-
„ wiß für Freuden sterben; aber mein Ja-
„ kob wäre doch gerettet! — — Mein Va-
„ ter hat mir itzt gesagt, daß sie ein recht
„ guter Fürst wären, und keine Thräne un-
„ gerührt fließen sehen könnten! Ach Gott,
„ wenn das wahr ist, so kömmt mein Ja-
„ kob gewiß los! Ich habe schon Millio-
„ nen Thränen vergossen, meine Augen sind
„ blutroth, und ich kann kaum schreiben.
„ Der Traum ist itzt mein einziger Trost!
„ Lieber, guter Fürst, Vater deiner Kinder,
„ Tröster der Betrübten, erbarme dich mei-
„ nes Jakobs, und erhöre mich in meinen
„ höchsten Nöthen! Ich bin mit aller Hoch-

„ achtung, die bis in den Tod betrübte,
„ Elisabetha G—. „

Am frühen Morgen, als der Tag kaum graute, rannte sie mit dieser Bittschrift der Residenz zu. Ihre Eltern, die mitgiengen, konnten ihr nicht folgen, so sehr trieb Angst und Hofnung ihre Schritte. Schon kniete sie eine halbe Stunde an der Schloßtreppe, wie ihre Eltern nachkamen und neben ihr hinknieten. Ein alter Kammerdiener stieg langsam die Treppe herab. Lieschen überreichte ihm zitternd die Bittschrift. Dieser— für den sie doch gar nicht geschrieben war— las sie lächelnd durch, und sagte: O meine liebe Kleine, sie bemüht sich umsonst, den Kerl kann kein Gott retten; doch will ich der Seltenheit wegen und einem so schönen Mädchen zu Gefallen, dem Fürsten ihre Bittschrift überreichen; aber, wie gesagt, es ist vergebene Mühe! Geht lieber fort, sonst könnt ihr noch ins Zuchthaus kommen. So verließ er sie, und Lieschen wankte, unterstützt von ihren Eltern, dem Thore zu. Auf einmal stand sie stille! „ Ich muß meinen Jakob noch einmal sehen! „ Die Eltern stellten ihr vergebens die Unmöglichkeit, die Größe des Schmer-

zes vor. Neugierige versammleten sich um das weinende Mädchen, hörten und erwiederten: Daß itzt jedermann den armen Sünder sehen könne. Wir kommen eben von ihm, sagte einer, er ist recht getröstet, und wird gewiß selig sterben! Schnell flog nun Lieschen dem Rathhause zu, riß die arme Sünderstube auf, und sank in ihres Geliebten Arme. Erschütternd war dieser Anblick für die Anwesenden, herzangreifend für den armen Jakob. Nehmt sie weg, schrie er, sie verbittert mir meinen Tod! Erbarme dich meiner, gutes Lieschen, verlaß mich, oder ich muß verzweiflend sterben. Der anwesende Geistliche nahm sie in seine Arme. Sey getröstet, liebes Kind, sagte er, du wirst deinen Jakob im Himmel wieder sehen, dort werdet ihr ewig beysammen leben, kein Kummer wird euch betrüben, niemand eure Ruhe stören! Im weißen Kleide der Unschuld, gereinigt von seiner Missethat, wird dir einst dein Bräutigam entgegen kommen, und dich zu dem Throne des Höchsten führen. Lieschen hörte aufmerksam zu. „Aber wenn ich eher als er sterbe?„ „So wirst du die erste seyn, die er in jener Ewigkeit wieder sehen und umar-

men

men wird." „So lebe dann wohl, lieber Jakob, ich werde dich wieder sehen, und so's Gott gefällt, dort bewillkommen!" Jakob weinte, war kaum zu trösten, und Lieschen wanderte zum Erstaunen ihrer Eltern freudig und munter ihrer Heymath zu. Wie sie den halben Weg zurückgelegt hatten, so gieng sie voraus. Ein Teich lag nahe am Wege, Lieschen wollte ihren Bräutigam jenseits bewillkommen, und sprang hinein. Die Alten sahen schon nichts mehr von ihrer Tochter, als sie außer Athem zum Teiche kamen, und herbeyeilende Hirten fanden sie erst nach zwey Stunden. Auf seinem Rücken trug der arme Vater sein todes Kind nach Hause, und das ganze Dorf versammlete sich weinend um ihn. Unterdessen gieng in der Residenz der Fürst zur Tafel. Der geschäftige Kammerdiener hatte weislich die in seinen Augen so lächerliche Bittschrift bis zu dieser Zeit im Sacke verwahrt, und überreichte nun solche, um der ganzen Gesellschaft einen herrlichen Spaß damit zu machen. Der Fürst las, und Thränen rollten über seine Vaterwangen. Jakob hat Gnade, war sein erstes Wort, das er aussprach, und das zweyte ein Be-

fehl

fehl an den Kammerdiener, der diese Nachricht der Bittenden hinterbringen sollte. Sie ist schon långst fort, sagte er ganz betroffen. So muß ein Bedienter nach ihrem Dorfe reiten, und das arme Mådchen trösten. Der Bediente kam zu M— an, aber die Eltern weinten schon über Lieschens Leiche, erzählten dem Boten alles, segneten ihren Landesvater, und baten nur um ein ehrliches Grab für ihre Tochter. Als der Fürst die Trauerpost und die Umstånde erfuhr, wurde der Kammerdiener vom Hofe gejagt, Lieschen auf dem Kirchhofe beerdigt, und Jakobs Todesurtheil in eine fünfjährige Zuchthausstrafe verwandelt. Schon war er ein halbes Jahr darinnen, als ich mit einem guten Freunde ihn zu sehen und zu besuchen gieng. Die Züchtlinge brachen vor der Stadt Steine, und in einer kleinen Höhle saß eine abgezehrte, traurige Figur, die emsig fortarbeitete, als die andern uns anbettelten. Es war Jakob, wir näherten uns, und fragten ihn: Warum er so gar fleißig arbeite? Es läßt sich schon fleißig seyn, sagte er lächelnd, ich arbeite schon ein halbes Jahr an meinem Grabe, und 's will noch nicht fertig werden!

den! Weiter sprach er nichts, nahm auch das Geld nicht an, das wir ihm schenken wollten. Einen Monat darauf starb er, und ruht nun, auf landesfürstlichen Befehl, neben seinem Lieschen. In der Mitte ihrer Gräber steht ein kleiner Leichenstein, den der gutherzige Beamte setzen ließ, und auf welchem ihr trauriges Ende sehr rührend zu lesen ist.

Pater Hyazinth.

Vor einigen Jahren hatte ich Geschäfte im Kloster E— zu besorgen. Die angenehme, äußerst lachende Gegend, und die Gesellschaft einiger würdigen Männer machte mir den dortigen Aufenthalt sehr angenehm. Einst gieng ich Abends in dem schönen Garten dieses Klosters allein spazieren. Es war ein herrlicher, mir unvergeßlicher Abend! Eine reich bebaute Gegend lag, im Purpur der untergehenden Sonne glänzend vor mir, die Aussicht schloß ein hoher, waldigter Berg, hinter welchem sich die längsten Stralen der Sonne noch hervor zu stehlen suchten. Eine dicke Säule vom Rauch

stieg aus der fetten Küche des Klosters hoch in die reine Luft empor, und spottete der unzählbaren Menge anderer, die vom mäßigen Herde der benachbarten Dörfer ihr vergebens nacheilten. Einzelne Vögel, die sich im nahen Waizenfelde verspätet hatten, stimmten noch ihr Abendlied an, und eine lange Heerde feister Klosterkühe zog brüllend am Garten vorbey. Die Abendglocke tönte harmonisch darunter, und die heisre Grille zwitscherte mit. Blumen aller Gattung erfüllten die Luft mit ihrem mannichfaltigen Geruche, und ich stand, sah und fühlte!

Ein langer, hagrer Geistlicher, den ich noch nie gesehen, gieng jetzt schnell vor mir vorüber. Er trug eine Gießkanne in der Hand, und eilte in die Ecke des Gartens, wo ihn mein Auge hinter einer Hecke verlohr. Die Neugierde führte mich ihm nach, und ich traf ihn, hinter der Hecke betend an. Er kniete auf einem kleinen Hügel, der in der Form eines Grabes aufgeworfen, und ringsherum mit Blumen besetzt war. Ohne mich zu bemerken, stand er nach einer Viertelstunde auf, schnitt einige Blumen ab, und besprengte die übrigen. Endlich

lich gieng er langsam auf mich zu. Ich grüßte ihn freundlich, aber, versunken in seinen Kummer, dankte er mir nicht. Im Vorübergehen bemerkte ich deutlich, daß Thränen über seine Wangen floßen, und ich würde in diesem Augenblicke alles darum gegeben haben, wenn ich hätte tröstend mit ihm reden können.

Gleich am andern Morgen erkundigte ich mich bey einem meiner Bekannten nach diesem Geistlichen. Er rieth hin und her, und sagte mir endlich, daß es, meiner Beschreibung nach, der närrische Pater Hyazinth seyn müsse. „ Närrisch ist er? „ „ O! nicht sowohl närrisch als tiefsinnig, er spricht oft in einem halben Jahre kein Wort, und stellt allerhand Streiche an. „ „ Kann ich ihn nicht besuchen? „ „ O ja, er wohnt im Krankenhause, Nro. 6; aber selten ist sein Zimmer offen, und wenn sie es auch offen finden, so wird's ihnen doch nichts helfen, denn kommen sie ihm ungelegen, so führt er sie wieder zur Thüre hinaus! Er hats mir und andern schon oft so gemacht! „ Ich wills versuchen, sagte ich, und gieng grade nach dem Krankenhause. Zweymal klopfte ich ungehört an die Thüre seines

Zim-

Zimmers, und zum drittenmale öffnete ich sie selbst. Es war der nämliche, den ich am vorigen Abende gesehen hatte. Er saß auf einem hölzernen Stuhle, und schnitzte an einem Stückchen Holze, das nach der Form, die er ihm zu geben suchte, ein kleiner Löffel werden sollte.

Ich. Verzeihen sie, lieber Pater Hyazinth, der Freyheit eines Fremden, der ihre Bekanntschaft zu machen wünscht, und sich deswegen bey ihnen eindrängt. Ich störe sie doch nicht?

(Er schnitzte, ohne ein Wort zu sagen, an seinem Löffel fort, und blickte mich nur ein einzigesmal nach der Seite an.)

Ich. Gestern Abends sahe ich sie im Garten. Ihr Kummer, der so deutlich auf ihrem Gesichte gezeichnet ist, geht mir nahe! (Er fühlte sein Gesicht an, und blieb mit den Fingern in seiner großen Backenhöhle liegen.)

Ich. Ich komme, ihnen meine Freundschaft anzubieten. Ihnen vielleicht zu helfen! (Er schüttelte mit dem Kopfe) Sie also wenigstens zu trösten!

(Er lächelte, und in den Winkeln seiner Augen sammelten sich Thränen.)

Ich. Vielleicht ist ihr Unglück gar keines

Tro=

Trostes fähig; aber ein Freund ist doch im größten Unglücke auch ein Trost, er hilft uns wenigstens unser Leiden tragen.

(Itzt bewegte er seine Hand gegen mich, und verlangte mit den vordersten zwey Fingern eine Prise Tobak. Ich reichte ihm solche, er schnupfte sehr begierig, und seine Thränen rollten in großen Tropfen.)

Ich. Sie verschlüßen ihren Kummer in ihr Herz, da wird er sie ohne Unterlaß quälen und martern. Geben sie ihm Worte, suchen sie sich einen Freund. Er wird mit ihnen weinen! Er wird ihnen freundschaftlich das Ende ihres Unglücks zeigen, und kanns nur der Tod endigen, so wird er sie auf die Freuden, die sie jenseits erwarten, aufmerksam machen.

Pater. Jenseits! (sagte er mir langsam nach, und sah sehnsuchtsvoll in die Höhe) Jenseits? Das heißt, da oben im Himmel?

Ich. Ja, lieber Pater, ja!

Pater. Ja! Ja! (er forderte wieder eine Prise Tobak, ich reichte ihm meine Dose, er öfnete sie schnell, und schüttete eben so geschwind den ganzen Vorrath in ein Papier. Mit einer Miene, die deutlich fragte, ob ich darüber böse sey, gab er mir endlich die Dose lächelnd zurück)

Ich.

Ich. (indem ich ihm solche wiederreichte) Wollen sie diese Dose nicht zu meinem Andenken behalten?

Pater. Behalten? (mich starr anblickend) Wer sind sie denn?

Ich. Ein Fremder, lieber Pater, der inniges Mitleiden mit ihnen hat, der— —

Pater. Sie sind ein Doktor!

Ich. Nein! Aber der Arzt ihrer Seele möchte ich gerne werden!

Pater. Mein Kind hat auch eine Seele; aber ich habe seinen Löffel verlohren, und muß einen neuen machen.

Ich. Ich verstehe sie nicht.

Pater. Nicht? Hören sie! hören sie!

Ich. Ich höre nichts!

Pater. Mein Kind weint.

Ich. Ihr Kind?

Pater. St! St! (er hielt den Finger auf den Mund, schlich sich langsam in die Ecke, und winkte mir näher zu kommen)

(Ich folgte ihm, und er öfnete ein Kästchen, in welchem ein von Wachs verfertigtes Jesukindlein lag. Blumen standen ringsherum)

Pater. (mir leise ins Ohr) Das ist mein Kind!

Ich. Ihr Kind?

Pater. (sehr freundlich) Ja! Es ist ein Knabe! Er heißt Karl, und künftigen Monat laß ich ihm ein Kleidchen machen, da wird er herum laufen, und wenn ich auf seiner Mutter Grabe beten gehe, so wird er mit mir gehen, und auch beten. Er kann schon das ganze Vater unser, aber mein Gebet will er nicht lernen.

Ich. Wie lautet denn ihr Gebet?

Pater. Es ist ganz kurz, aber sehr kräftig! Ich bete es des Tages dreyhundert fünf und sechszigmal, es heißt: Nannete nimm mich zu dir, zu dir! (itzt sahe er sich um, und rieb oft die Stirne) Ich habe vielleicht etwas Unrechtes gesagt? (er schielte öfters nach dem offnen Kästchen, und führte mich endlich, wie wohl freundlich und bittend, zur Thüre hinaus, die er sorgfältig hinter mir zuschloß.)

Gerne hätte ich noch länger mit ihm gesprochen; aber ich merkte, daß man sich nicht aufdringen durfte, und gieng in der Hofnung, ihn bald wieder zu besuchen, fort; aber so oft ich kam, so fand ich auch seine Thüre verschloßen, und wenn er mich im Garten erblickte, so floh er schnell, und sah sich oft um, ob ich ihm nachfolgte.

Die

Die Neugierde bewog mich endlich, einen der würdigsten Geistlichen über den Zustand des armen Paters zu befragen. Er ist sehr zu bedauern, sagte dieser, und ich bin, wie wohl wieder meinen Willen, Schuld an seinem Unglücke. Sie wissen schon zu viel, als daß ich ihnen nicht seine ganze Geschichte erzählen sollte.

* * *

Geschichte des Pater Hyazinths.

Karls Vater (so hieß er vor seiner Einkleidung) war der Sohn eines reichen Bauers, der sechs Jahre mit seiner Frau verheurathet war, ehe ihm diese einen Sohn gebahr. Ihrer Meynung nach hatten sie diesen sehnlich gewünschten Sohn durch die Vorbitte eines Gnadenbildes der Mutter Gottes erhalten, und opferten daher im frommen Eifer, in heiliger Einfalt das neugebohrne Kind dem Herrn.

Schon als Knabe trug Karl die Kutte, die ihn einst als Mann zieren sollte, und nichts gefiel ihm damals besser, als wann ihn seine Eltern im Scherze die Hand küßten und Herr Pater nannten.

Seiner Bestimmung gemäß lernte er lateinisch, gieng mit vielem Fleiße die niedern Schulen durch, und petirte zum erstenmale ins Kloster, als er auf die Universität zog. Auch dort kaute er wacker an den Syllogismen damaliger Zeit, und würde ein reines, unbefangnes Herz mit ins Kloster gebracht haben, wenn er nicht besonders gut Klavier gespielet hätte.

Ein Fräulein, das mit ihm in einem Hause wohnte, hörte ihn öfters bey offnem Fenster auf diesem Instrumente phantasiren, verliebte sich darein, und bat ihren alten Vater, sie in dieser Kunst unterrichten zu lassen. Der gute Vater ließ den Studenten rufen, fragte ihn, ob er seiner Tochter Lektion geben wolle, und dieser nahm den Antrag mit Dank an. Fräulein Nannette machte große Progressen. Der Vater, aber auch die Tochter, gewann den Studenten lieb, und Karl war gegen ihre Reitze nicht gleichgültig. Jede Minute, die er entbehren konnte, schenkte er ihr. Stets waren sie beysammen, und stets spielten sie Klavier, wenn jemand ins Zimmer trat.

Karl versuchte unter dieser Zeit oft, seinen Vater in Ansehung des Klosters auf andre Gedanken zu bringen; aber dieser schützte sein Gelübde vor, und drohte mit dem väterlichen Fluche. Der Arme mußte also zum zweytenmal petiren, und erhielt die schreckliche Versicherung, daß er noch diesen Monat eingekleidet werden sollte.

Im Taumel der Liebe vergaß Karl beym Abschiede auf Stand, Rang, Kloster, und Nannete wurde in der Folge schwanger. Sie gestand zu den Füssen ihres Vaters alles, und dieser gute Mann schickte sie zu einer alten Tante, wo sie mit einem Sohne heimlich niederkam, der eben so heimlich erzogen wurde.

Karl erfuhr im Kloster nichts von der ganzen Geschichte. Lebte in seinem Noviziate sehr still, sehr einsam, und legte endlich nach vollendetem Probjahre das ewige Gelübde der Keuschheit ab. Seine Melancholie verließ ihn nie, stets fand man ihn in der Kirche, und nie besuchte er die Erholungsstunden der andern Geistlichen.

Nach zwey Jahren gieng der Pater, welcher mir die Geschichte erzählte, auf die

Universität, um da die Theologie zu hören. Als er, nach vollendeten Studien, wieder in sein Kloster reisen wollte, begegnete ihm auf der Gasse ein Frauenzimmer, das ihn nach dem Namen seines Klosters fragte, und endlich bat, dem Karl — heimlich einen Brief mit zu nehmen. Er versprachs und erhielte ihn auch kurz vor seiner Abreise.

Dies Frauenzimmer war Nannette, sie hatte ihren Karl noch nicht vergessen, schrieb ihm einen Brief voll Liebe, in dem sie ihm auch die Geburt ihres Sohns berichtete. Unbekannt mit dem Inhalte, übergab der Pater seinen Brief dem unglücklichen Hyazinth, und hörte am andern Tage mit Erstaunen, daß dieser närrisch geworden sey. Er besuchte ihn sogleich, und fand ihn in dem elendesten Zustande, beständig von dem Briefe phantasirend.

Endlich schien er sich wieder zu erholen, und vertraute seinem Freunde alles, was dieser zu wissen verlangte. Auch erzählte er ihm einst, daß er aus dem Kloster entfliehen, seine Nannete und sein Kind aufsuchen, und mit ihnen über die Gränze flüchten wolle. Dem guten Pater wurde

bey

bey dieser Gesinnung seines Freundes bange, er bat ihn dringend, nur noch zwey Monate zu warten, und versprach, sich unterdessen nach Nannettens Aufenthalt zu erkundigen. Unter dieser Zeit fingirte er einen Brief, den er von einem Bekannten in der Stadt schreiben, und sich darinne Nannettens Tod berichten ließ. Diesen Brief zeigte er Hyazinthen, und dieser wurde von dieser Stunde an, was er noch itzt war, äußerst melancholisch, äußerst tiefsinnig. Sehr selten spricht er mit einem seiner Mitbrüder, und beträgt sich auch gegen seinen Freund eben so fremd.

In der Ecke des Gartens hat er sich ein Grab aufgeworfen, das er im Frühlinge und Sommer mit Blumen bepflanzt, und im Winter vom Schnee reinigt. Alle andere Geistliche halten es für sein Grab, und lassen ihm ruhig sein Spiel treiben.

Noch hat er keinem, als mir und seinem Freunde, das von Wachs verfertigte Kind gezeigt, welches er in seiner Phantasie für das seinige hält, und sich den ganzen Tag damit beschäftigt. Er wartet und pflegt es, und kocht ihm sogar jeden Morgen einen Brey. Nannette, die noch einige-

mal an den Pater schrieb, und durch ihn endlich auch, aus schon bekannter Ursache, Karls Tod erfuhr, gieng wieder den Willen ihres Vaters in das Kloster F—, und starb dort als Novizinn.

Ich verwies dem Pater seinen frommen Betrug, und ließ ihm deutlich merken, daß er Mitschuldiger des Unglücks dieser beyden Liebenden sey. Er fühlte sein Unrecht, berufte sich aber auf seine Pflicht, und hofte durch dieser Erfüllung Vergebung zu erhalten.

Ohne meinen armen Hyazinth noch einmal gesehen zu haben, reiste ich von E— ab, und dachte oft an ihn.

Vor zwey Jahren erhielte ich folgenden Brief von seinem Freunde:

„Ihr armer Hyazinth ist nicht mehr! Gestern fand man ihn tod in seinem Bette. Er hatte sich selbst die Gurgel abgeschnitten. Ich zittre noch, wenn ich an diesen Anblik denke, und fühle nun ihre Vorwürfe doppelt.

Kurz nach ihrer Abreise hatte er seinem Kinde ein Röckchen gemacht, und trug es öffentlich im Klostergange herum. Viele meiner Mitbrüder wußten nicht,

was sie von seinem Betragen denken sollten, und meldeten es endlich dem Prälaten! Dieser befahl, ihn ungehindert gehen zu lassen, und wir alle gehorchten mit Freuden. Seit einem Monate nahm er dies Kind sogar mit in die Kirche, und zeigte es am vergangnen Sontage dem versammleten Volke als sein eignes, mit Nannetten erzeugtes Kind. Der erzürnte Prälat ließ ihn sogleich in sein Zimmer sperren, und die Aergerniß gebende Puppe wegnehmen, aber er wußte diesen Verlust nicht zu ertragen, und nahm sich selbst das Leben.

Auf Befehl des Prälaten sagen wir allen Leuten, daß den Unglücklichen der Schlag getroffen. Er wird morgen ehrlich begraben werden, aber der Frater G— mahlt schon einen andern Sarg, auf dem gräßliche Teufel herumflattern, in diesen wird er nachher bey Nachtzeit gelegt, und in irgend einen Winkel als ein Verdammter verscharrt werden.

Bin ich einmal tod, und ich hoffe zu Gott, es bald zu seyn; so trage ich ihnen die Pflicht auf, die Geschichte des armen Hyazinth bekannt zu machen; damit jeder Jüngling, der unsre heiligen Mauern be-

treten will, vorher sein Herz prüfe, und lieber ein nützlicher Bürger der Welt werde, als daß er hier Jahre lang mit Verzweiflung ringe, und endlich doch unterliege.„

Vor zwey Monaten starb auch dieser gute Pater, und ich eile seinen Auftrag zu erfüllen, weil ich mit Grund hoffe, daß diese Geschichte manchem Vater und vielen Jünglingen zum warnenden Beyspiele dienen wird.

An einem schwülen Sommerabende, erzählte mir ein altes Mütterchen, saßen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L—r. Sie tranken bis die Glocke eilfe schlug, und schwatzten in dieser den Geistern geweihten Stunde ganz natürlich von Kobolden und Gespenstern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedienet hatte, machte den ungläubigen Thomas, spottete über jedes Histörchen, das die andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geister und Kobolde nur eine Erfindung der alten

Weiber wären. Wenn du denn so gar viel Kourage hast, fiel ihm Michel ins Wort, so geh doch itzt auf unsern Kirchhof, und hole das Todengerippe her, das in der Halle steht. Thust du dies, setzte Jakob hinzu, so will ich dich für den muthigsten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit dir an keine Geister glauben, und dir noch oben drein einen neuen Thaler schenken. Der Ungläubige fieng an zu wanken, und gestund endlich, daß er zwar nichts fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, sagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Gespräche zuhörte. Die Bauern erstaunten sammt und sonders über diese Kühnheit, und versprachen den Thaler zu zahlen, wenn sie die Wette wirklich erfüllen würde. Kätchen sprang fort, und setzte in wenig Minuten das Skelet an den Tisch der erschrockenen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meisten. Er versprach in der Angst der Magd einen zweyten Thaler, wenn sie es geschwind wieder forttrüge. Käthe nahm den Thaler, huckte das Gerippe wieder auf, und eilte damit

mit der Halle zu. Als sie es wieder an seinen Platz setzen wollte, konnte sie es nicht von ihrem Rücken bringen. Sie versuchte es mit Gewalt, aber auch so gelang ihrs nicht. Sie bebte und war einer Ohnmacht sehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfen und düsteren Tone) Ich lasse dich nicht!

Kätchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, stehe mir bey!

Das Skelet (mit noch ernstlicher und schrecklicher Stimme) Ich lasse dich nicht!

Kätchen. Jesus Christus erbarme dich meiner!

Das Skelet (äußerst gräßlich) Ich lasse dich nicht, bis du meine Bitte erfüllst!

Kätchen (zitternd und bebend) Was soll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche, rechter Hand wirst du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge deinen Weg durch die offene Thüre desselben, bis du zu einem schwarz gekleideten Frauenzimmer kömmst. Diese bitte für mich um Verzeihung! Willst du's thun?

Kätchen. Ich will!

Das Skelet ließ sie nun los, sie wollte fliehen, aber straks hieng es wieder an ihrem Halse und drohte sie zu erwürgen. Kätchen gelobte aufs neue, und gieng auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angst näherte sie sich dem Gewölbe. Der Eingang war düster und dunkel. Weiter hin erblickte sie den Schein eines Lichtes, dem sie folgte, und am Ende das beschriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las, antraf. Blaß war ihr Gesicht, langes, blondes Haar hieng zerstreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Brust nur halb eine tiefe Wunde, aus der rosinfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterströmte. Kätchen warf sich vor ihr nieder. Verzeih, rief sie stammelnd, dem Todengerippe, das draussen an der Halle steht, und mich zu dir sendet. Langsam und traurig wandte nun die Lesende ihr Gesicht gegen Kätchen, schüttelte dreymal mit dem Kopfe, und winkte ihr, sich zu entfernen. Kätchen sprang aus dem Gewölbe, und wollte eben so eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet aufs neue den Weg vertrat.

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weis es! Aber der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb. Geh noch einmal! Bitte, flehe! Bitte für dich, für dein Leben! Denn kömmst du unerhört zurück, so packe ich dich bey den Haaren, und schleudere dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke spritzt, und von deinem Frevel noch vierzig Menschenalter mit Schaudern erzählen.

Mehr tod als lebendig schlich Kätchen aufs neue nach dem Gewölbe, und bat nochmals laut weinend im Namen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geist schüttelte wie vorher dreymal mit dem Kopfe.

Kätchen. O so verzeih ihm wenigstens um meinetwillen! Er wird mich ermorden, zerschmettern, wenn ich ihm nicht deine Verzeihung bringe. Du hast gewiß auch gelebt! Weist was Jugend ist, und Jugend unternimmt! Ich lebte so gerne noch länger! O verzeih, vergieb ihm!

(Der Geist seufzte, schüttelte wieder dreymal mit dem Kopfe, und las weiter.)

Kätchen. Grausame, wenn dir mein Leben, mein Tod so gleichgültig ist, so

kanns dir, die du ein Weib zu seyn scheinst, doch nicht angenehm seyn, daß der Barbar mit mir ein Kind tödet, das ich, allen Menschen verborgen, unter meinem Herzen trage, und dessen Geburtsstunde ich täglich erwarte. Wenn du je Mutter warst, je ihre Liebe zu einem Kinde kanntest, so verzeih ihm um des armen Würmchen willen, das dich und ihn nie beleidigte, das itzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, schlug freudig das Buch zu, löschte die Lampe aus, und verschwand, indem sie Kätchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Diese stand in diesem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, sah wie das Skelet ebenfalls zusammstürzte, und kam noch diese Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geisterbanner nannte, der lange lebte, in allen seinen Unternehmungen glücklich war, und als Minister am Hofe zu — starb.

Das Märchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheuerungen, daß dieses alles so wahr, wie das Evangelium, mit schö-

schönen Worten an der Wand der Halle noch zu lesen sey, mit Geduld an, und dachte nur nach: Wie und warum ein Bauer oder Mönch diese für empfindsame Seelen gewiß anziehende Geschichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen gieng ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich sah maschinenmässig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemahltes Skelet, über dessen Haupte folgende Innschrift zu lesen war: Hihr stunte in natura das Tottengeripe ynes uralden attelichen Rieters. Es wurde drimale beertigt, und am drieten tage druf stunte es wieter uf diesem ploze. Ana Katharina Reicherin erlössete es in der St. Johanis des Tufers Nacht durch ihre Fürbiete. Anno Christi 1627. Gott sie siner und oler christglubichen Sehlen genatig und barmherzich. J. N. R. J.

Diese Inschrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bat ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann

bekannt, ich konnte also auch eine seinen Grundsätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es geht ihnen wie mir, sagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Märchen, als ichs zum erstenmale erzählen hörte. Ich glaube aber die Wahrheit, oder wenigstens die veranlassende Geschichte entdecket zu haben. Ich bat ihn, sie mir zu erzählen. Sie können sie selbst lesen, sagte er, und holte aus seiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unserm seligen Herrn sein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchsuchen, weil sein zweyter Sohn deutscher Herr werden sollte. Unter andern fand ich auch diese Geschichte. Es thut mir leid, daß ich sie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumal selbst Autor werden, und kleidete sie nach meiner Art ein. Als ich älter und gescheider wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leser angenehmer wäre, sie in den altdeutschen, possierlichen Ausdrücken zu lesen, aber da war schon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit diesem auch das Archiv abgebrannt, und nun müssen sie's sich schon gefallen

lassen, sie nach meiner Fason zu lesen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, sagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und besser benutzen als ich. Nur bitte ich die Namen der Familien zu verschweigen, weil sie noch existiren. Ich las hernach mit Vergnügen, was ich meinen Lesern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

* * *

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebahr Margaretha von — ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muster der Schönheit, ein Engel in weiblicher Gestalt war. Damals schämten sich die Damen noch nicht, ihre Kinder selbst zu stillen, und Margaretha sas oft in dieser liebenswürdigen Beschäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veste stand. Eine Wahrsagerinn oder Zigeunerinn gieng einst vorüber. Edle Frau, gieb mir eine Gabe! Du sollst sie reichlich erhalten, wenn du mir das Schicksal meines Kindes enthüllst.

Die

Die Wahrsagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und sagte endlich: In vieler tausend Hände habe ich schon gesehen, aber nie sah ich solche Linien! Meine Kunst wird an ihnen zur Stümpferinn. Allem Ansehen nach wird deine Tochter sehr glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchste Menschenalter hinausläuft, ist in der Mitte zerrissen. Soll ich der Länge der Linie trauen, so wird sie länger leben als du und ich, und ich und du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, so wird sie früher sterben als du und ich, und ich und du. Kurz, sie wird sterben und doch leben. Sie wird keine Kinder gebähren, aber ein Knabe wird sie in das größte Elend stürzen, und ein anderer Knabe sie aus der größten Noth erlösen. Mehr weis ich dir nicht zu sagen. Margaretha bezahlte diesen Unsinn reichlich, und erzählte alles ihrem Gemahl. Benno, so hieß der Alte, ließ diese merkwürdige Weissagung von einem gelehrten Mönche aufzeichnen, und verwahrte sie in dem vergüldeten Kästchen, das ihm ein Ritter, der alten Minne, aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer schöner, und theilte schon als ein Mädchen von funfzehn Jahren auf einem Thurniere den Preis aus. Ubald wär der Sieger, sah diese aufblühende Rose, und liebte sie heftig. Er war ein schlanker, schöner Ritter, besaß feste Schlösser, viele Reissige, Knechte, und eine große Zahl Leibeigner. Mit allem Prunke damaliger Zeit umgeben, zog er am andern Tage auf des alten Bennos Schloß, und warb um seine Tochter. Sie ist zur Gattinn noch zu jung, sprach der Vater, das weißt und siehst du selbst; aber sollte ich weit und breit einen Gemahl für sie suchen, unter allen Rittern den mir gefälligsten wählen, so würde die Wahl dich treffen. Willst du noch fünf Jahre harren, dann ist meine Tochter mannbar, und denkt sie um diese Zeit wie ich, so werde ich dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter ist ein Schatz, auf den ich nicht fünf, sondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meister des Schatzes werde. Sie ist schon in dem Alter, in welchem sie sagen und unterscheiden kann: Ob ihr ein Gesicht wie das meinige, gefällt? Laß mich also

heute und morgen mit ihr reden, und frage sie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, bewirthete seinen Gast aufs herrlichste, und Ubald sprach viel mit seiner Tochter. Als er wieder fortzog, suchte die schöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und gestand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher Schaam, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann sey, den sie lieben könne, wirklich schon liebe.

Ubald feyerte den Tag hoch, an dem er diese frohe Nachricht vom Vater hörte. Er besuchte seine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunst, mit dem ersten aufbrausenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte diese Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war sein Gebot, ihr Wille sein Befehl. Er hörte gleich Anfangs von ihr, daß sie den tapfern Mann besonders schätze, und er war bald der tapferste Ritter der ganzen weiten Gegend. Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf, bey ihrer ersten Versammlung wurde er zu ihrem Bundshaupt-

mann erwählet. Viele Aebte gaben sich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsstädte furchten ihn sehr.

Schon war das fünfte Jahr seines Harrens halb verflossen, schon machte er auf seiner Veste Anstalt, seine Braut anständig bewillkommen zu können, lud schon entfernte Ritter zum Verlobnißfeste, zum Thurniere ein, als der Ruf in der Gegend erscholl, daß der Graf Eberhard *) seiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum ersten Preise einen ganz vergüldeten Harnisch aussetzen würde. Nur in diesem Harnische lasse ich mich von euch zum Altare führen, sagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dies erzählte. Schnell nahm sie ihren Scherz zurück, als sie sah, daß Ubald ihn im Ernste nahm; aber es war zu spät, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen

*) Sein Geschlechtsname steht selbst im Originale nicht.

**) Dies war damals eine besondere Art der Thurniere. Die Ritter fochten mit scharfen Lanzen, und selten wurde so ein Thurnier zu Ernst gehalten, wo nicht mehrere Ritter tod auf dem Platze blieben.

nen am bestimmten Tage zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterschaft von vielen Ländern; aber Ubald siegte doch entscheidend, er stieß selbst das Oberhaupt der Ritter mit den Hörnern *) vom Pferde, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den ersten Dank. Er näherte sich ihr, nahm seinen Helm ab, um den ihrigen zu empfangen. Zerstreuet hieng sein gelbes, krauses Haar um sein Gesicht, und flatterte der Fesseln entledigt, muthig in der Luft. Schweis floß in Strömen über seine rothbraunen Wangen, und sein großes, feuriges Auge schoß Flammen um sich her. Lange zögerte die Grafenstochter, eh sie dies schöne, äusserst reitzendeGesicht wieder bedeckte. Sie fragte nach seinem Namen, Stand, und setzte am Ende hinzu, daß sie sich freue, den tapfersten und schönsten Ritter gesehen zu haben. Am Abende fand sie der Vater in Thränen.

G. Eberh. Was fehlt dir, meine Agnes? An einem so festlichen, dir so ruhmwürdigem Tage hofte ich, dich nicht in

Thrä-

*) Eine Gesellschaft der Ritter, die diesen Namen führte.

Thränen zu finden. Sahst du nicht, wie Fürsten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem deiner Blicke geizten, wie sie Wunder der Tapferkeit thaten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten. Die Schmeicheley, die du ihm sagtest, schmerzte alle mehr, als die Wunden, die er ihnen schlug, mehr, als der Verlust des Preises, mit dem du ihn kröntest.

Agnes. Eben dieser Unüberwindliche, dieser reitzende, schöne — — O mein Vater! dieser Unnennbare ist die Ursache meiner Thränen!

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er stritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir seine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet sich deine Muthmassung?

Agnes. O ich sah's deutlich beym Thurniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach diesem allen zu schlüssen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das ist noch zu wenig! Ich verehre — — O das drückt's schon gar nicht aus! Ich hange an seinem Blicke, ich weide mich an seinen Zügen, ich letze mich an seinen Worten, ich lebe und webe blos in ihm.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm ist zu groß! Mein Herz ist zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in die Brust meines Vaters ausgiessen, damit er mir helfe, mich tröste. Ich schäme mich für mir selbst, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verstecken, und doch würde ich's auch dieser Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieser große, dieser tapfere Ritter, und ich sein! — — O theuerster, bester Vater! Ich sein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutasten? Ruhig könntet ihr das längste, größte Alter geniessen, noch als Greis auf Krücken jedem furchtbar herumkrichen! Kein Feind würde sich eurem Lande nahen, alle würden horchen auf euern Befehl, sich schmeichelnd um eure Burg lagern, und sklavisch harren, bis es euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte

der Tod euch mir, so würden sie alle auf die Knie fallen, in mir den Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrscher verehren! Aber so! — Wen kann ich wählen? Wen soll ich einst ehlichen? Da alle sahen und hörten, daß er nur unüberwindlich ist. Jeder, dem ich meine Hand schenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden!

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes. Wenn er's nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! — — Und muß er's nicht, da alle unsere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden! Dann die Geliebte seines Herzens auf meinen Fürstenstuhl setzt! Ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder seyn muß! O Vater! Ihn oder den Tod!

G. Eberh. Hast du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich stets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da steht er! Dort sprengt er auf den sonst so tapfern Reynald zu! Dort wirft er den — — —

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantasire noch, so lange es dir gefällt. Ubald ist ein tapfrer Ritter, stammt, von der Mutter her, aus der Wittenbergischen Linie der Sachsen, ich würde ihm also meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich dir offenherzig gestehen, daß ich schon dran dachte, schon die Vortheile überlegte. Er besitzt viele Schlösser und Vesten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den so viele Eigenschaften reichlich ersetzen, und den ihm endlich der Kaiser auf mein Vorwort gewiß gewähren wird. Ich kam wirklich, um dich auszuforschen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine andre!

G. Eberh. Ist dies so ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! Erwiesen! Denn ich bemerkte deutlich, daß er, als seine Lanze am Panzer des großen Roberts absprang, beym Lenken des Rosses das Bild küßte, und dann gestärkt durch diesen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft schnellte.

G. Eberh. Aber wessen Bild? Kann's nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schwester, das lezte Vermächtnis seiner Mutter gewesen seyn?

Agnes. O wäre es so! Sein Heiliger sollte auch mein Heiliger, seine Schwester auch meine Schwester seyn! Meine Busenfreundinn sollte sie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz sein gehörte, und beten auf dem Grabe seiner Mutter, die einen so schönen Sohn gebahr.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforschen!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner spotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh. Agnes, sprich nicht Unsinn! Du verspottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das stark! Ehe würde ich dir das Schwerdt selbst ins Herz stossen, eh ich — — —! Nein, bitten, werben muß er bey mir um dich, flehen bey dir um deine Gunst! Er erhält mit dir ein schönes Land, und dies ist des Bittens und Flehens wohl werth!

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G.

G. Eberh. So wird er nie dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, verschmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um dich tragen, Thränen im Verborgenen mit dir weinen, aber der Fürst ungerührt hinter deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig seines großen Heldenstammes wirft. Darnach richte dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden!

Unterdeß der Vater so mit seiner Tochter sprach, und die letztere in banger Erwartung die Nacht durchwachte, lag Ubald auf dem gastfreyen Lager des Grafen. Er war müde und matt von den Thaten des heutigen Tags, und konnte doch nicht schlafen. Der güldne Harnisch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an seine Johanna, aber noch öfter an die schöne Agnes, die einer Gottheit gleich, vor seinen Augen schwebte. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen, das voll Bewunderung — — Was soll ich seine schändliche That länger verheelen? — — voll Liebe für sie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er

wußte, daß sie in ihm lebte, aber er hatte auch Mitleid mit seinem Herzen, das nur für die schöne Agnes schlug. Johanna war itzt in seinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für seine Ritter und Knechte ein gutes Mal bereiten würde, wenn sie ermattet vom Streite nach Hause kämen; aber Agnes eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an seiner Seite streiten, und ihn zu grösserem Muthe anfeuern würde. Ganz natürlich war's also, daß er diese vorzog, und jene hintansetzte. „Sie wird mich vergessen, wie ich sie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganz Liebe für sie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird's ihr ja eben so gehen!„ So dachte er, und so suchte er seine Untreue zu entschuldigen. Doch untreu wurde er seiner Meynung nach nicht, denn er war mit ihr noch nicht gesetzmässig verlobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck stand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich stellten sich ihm große Hindernisse in Weg, wenn er sich Agnesen sein dachte, aber eben diese Hinderniße spornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeiz vereinigten sich,

um

um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh versammleten sich die Ritter zur Messe. Ubald eilte auch dahin, denn er hofte Agnesen zu sehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an seinem Halse trug, blieb vergessen an der Wand hängen, und da er mit der güldnen Rüstung auch der Gräfinn Schärpe erhielt, so schmückte er sich damit. Gestern sah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von güldin Stük, aller gestikt mit Perlin. Agnese hörte hinter einem verborgenen Gitter Messe, Ubald suchte sie also vergebens, aber sie sah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die sie an ihm bemerkte.

Nach der Messe reisten viele Ritter fort, Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den sonst nicht hundert Krieger eine halbe Minute von seiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu sprechen, und bald gestand ihm letzterer, daß er der glücklichste Sterbliche seyn würde, wenn er sich nur entfernte Hof-

nung

nung auf Agnesen machen könne. Sie soll dein seyn, sagte der Graf, denn du bist ihrer würdig, du sollst mit ihr mein Land erben, denn deine Tapferkeit verdient's. Komm itzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob sie eben so wie ich denkt!

So giengen sie, und kamen ans Gemach der jungen Gräfinn, die hoch aufhorchte, als sie Tritte hörte, und sehr erschrack, als ihr Vater allein und ernst ins Zimmer trat.

Agnes. Wie soll ich euch empfangen? Wie kommt ihr? Als Vater oder als Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorsam von der ersten seiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin also ausgeschlagen! Verworfen! Das deutsche Mädchen fühlt diesen Schimpf, und wird ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürstentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünschte sie vom Vater zu erfahren: Ob er's ihm auch wirklich so nahe legte, daß er's begreifen konnte, sie sey's, die er ausschlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er soll dir's sagen, wenn er mit dir reden wird. Aber itzt antwor-

te: Willst du jeden Fürsten, Grafen und Ritter, er heisse wie er heisse, kurz, er sey Ubald oder nicht, von meiner Hand als deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an den Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? So rasch, so schnell ausgesprochen! Ueberlege dies wichtige Ja gut! Ich will's noch nicht als gesagt annehmen, und frage dich zum zweytenmale?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugesetzet, die der billige Fürst billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gehe sie ein! Nur müssen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Sehr schwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er gieng, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieser stolze, tapfere Ritter, vor dessen Lanze jeder erschrack, dessen Schwerdte jeder wich, stand nun schamroth und betroffen da. Er stotterte, sprach einige Worte, und stotterte wieder. Agnes schwieg ganz, denn Freude und Entzücken

hemm-

hemmten ihre Sprache. Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab dann Agnesen den ersten Kuß der Liebe, und die später abreisende Ritter nahmen schon die Neuigkeit von beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlicheren Thurniere mit sich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hause, um bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlassene, ganz vergessene Johanna harrte unterdessen sehnlich auf seine Ankunft. Den Tag seines Thurniers feyerte sie mit Fasten und Beten für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emsig nach, wenn er wieder eintreffen könne. Zwey Tage wartete sie an der Heerstrasse vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin. Oft sah sie vom weiten Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand sich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon stand die Sonne am höchsten, schon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Male auf sie warte, als sich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehren=

Ehrenvester Ritter, sagte Johanna zu dem Vornehmsten, verzeiht meiner Neugierde! Wo kommt ihr her?

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Thurniere, das der Graf Eberhard seiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am besten? Wer erwarb den ersten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Vesten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz schlug hoch, ihr Gesicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor euch aus? Oder hielten ihn Feste, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von beyden, er — — —

Johanna. Oder ist er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeiht! Meine Dame harrt meiner! Bring ich ihr auch nicht den ersten Preis, so habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (sprengt fort)

Johanna. (ihm nachschreyend) Was saget ihr? Erklärt mirs deutlicher! dem letzten

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ten seiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was sagte dein Herr? Ubald des Grafen Tochter zum Lohne?

Knecht. Ja, edle Dame! Mein Herr log nie! Ich selbst sahs, wie Ubald beym gestrigen Abschiedsmale mit Agnesen liebäugelte, und hörte den Grafen selbst sagen: Es wird ein schönes Paar werden! Wenn ihr etwan auf ihn harret, wenn er euch den Preis des Thurniers versprach, so wartet ihr vergebens.

Johanna ließ erstaunt den Zügel fahren und wankte ohne Gefühl nach Hause. Vater und Mutter wollten sie trösten, aber sie nahm keinen Trost an, sie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Rose, an der ein Wurm nagt. Oft gieng sie noch ans Fenster, sah vergebens hinaus, und horchte, wenn sie der Rosse Trapp hörte. Aber ihr Treuloser dachte nicht mehr an sie, und war zu höflich, um ihr mit seiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Ihr Vater sah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm selbst zu hören: Ob seine Tochter eine so ehrlose Dirne wäre, die man so wegwerfen könne, wie man wolle? Aber die Wächter ließen ihn

nicht ein, und spotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache schäumend ritt der alte Benno nach Hause, und als jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um seine Hochzeit zu feyern, so wartete er, nur von zween seiner Knechte begleitet, an einem Scheidwege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Trosse von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn du ein Ritter, ein ehrenvester Mann bist, wenn nicht jeder Schildknappe deiner spotten, dich ins Gesicht eine Memme schelten soll, so stehe, und gieb Rede und Antwort!

Ubald (stand)

Benno. Johanna ist meine Tochter! Ich fordre in ihrem Namen Rechenschaft von dir!

Ubald. Ich streite nicht mit Greisen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave stehe und rechte!

Ubald. So seys! Wie willst du streiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie stiegen vom Roße, schnallten ihre Harnische ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch seines Beleidigers Schwerdt. Ubald jammerte sehr. Ich wollte, sagte er, daß mich Johanna vergessen, aber nicht, daß sie mir fluchen sollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog mit des Greises Blut bespritzt zur Hochzeit.

Johanna hatte, eben so wie ihr Vater, die Botschaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben so wie er, am Wege seiner warten. Nicht um mit ihm zu kämpfen, sondern ihm alle seine Schwüre und Geschenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das sonst Wonne, itzt Quaal für sie sey, oder wäre er so ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigstens noch einmal zu sehen, und dann auf immer in einem Kloster ihr Leben zu vertrauern.

Das wachsame Auge der Mutter verhinderte sie, um die bestimmte Zeit abzureisen, sie warf sich erst um Mitternacht aufs Pferd, und wie die Sonne sie beleuch-

tete, so begegnete sie dem Leichnam ihres Vaters, den seine Knechte auf sein Roß gelegt hatten und traurend nebenher ritten. Als sie ihn erkannte, stürzte sie vom Roße, und die beyden Treuen hatten nun zwey Tode zu führen. Nahe beym Schloße erholte sich Johanna, um ihre arme Mutter im gleichen Zustande zu sehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller seiner Unterthanen, die stumme Verzweiflung seines Weibes und Kindes, gaben ihm das laute Zeugniß, daß er ein sanfter Herr, ein guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die trostlose Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher sorgfältig verschwiegen hatte, und noch an diesem Tage nahm sie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter aufs neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf der Strasse nach des Grafen Burg, verwunderten sich, eine edle, trauernde Dame so allein ziehen zu sehen, ehrten ihr Leid, das sie nicht kannten, und nahmen sie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man

dachte dazumal noch sehr gastfrey, trugen ihr eine Wohnung an; aber sie schlug dies Anerbieten aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienste sie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfest erschien. Er und Agnese schwammen in Wonne, im Gefühle der nahen Glückseligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit nach der Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und sechszig edle Damen, und siebenhundert Knechte begleiteten sie zu Pferde. Der Zug gieng bey Johannens armseliger Wohnung vorbey, und sie folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, schon begann der Priester die Trauung, als Johanna das schärfste Schwerdt ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Versammleten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, wortbrüchige Memme, stirb! In diesem Augenblicke stieß sie mit dem Schwerdte nach ihm, aber Ubald wandte sich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beschädigend, unter dem Arme durch. Hingerissen von Erstaunen, erschrocken für der nahen Gefahr taumelte er ei-

nige

nige Schritte rückwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! schrie sie noch, kehrte die Spitze des Schwerdtes schnell gegen sich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwerdt fuhr ihr durchs Herz, und sie sank tod nieder.

Gemurmel und Lerm folgte nun auf die Todenstille, die bisher herrschte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Priester floh und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß seine Tochter von Ubalds Seite, und er stand einsam, allein, ohne vielleicht zu sehen, zu fühlen, was vorgieng. Er war durch eine tode, edle Dame unauslöschlich mit Schande gebrandmarkt, und konnte sie nach den Gesetzen der Ritterschaft nicht mehr abwaschen. Zwey Stunden darnach sah man ihn aus der Kirche wanken, einige seiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit sah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter geschickt, und Agnese, für die der beschimpfte Ubald auf immer verlohren war, nahm den Schleyer an, und starb, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers, als Aebtissinn im Geruhe der Heiligkeit.

Die

Die arme, äußerst gekränkte Margaretha sande in alle Ecken Boten nach ihrer verlohrnen Tochter aus, und alle kamen ohne tröstende Nachricht zurück, denn sie suchten Johannen nicht unter den Rittern, mit denen sie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wande sie sich müde auf ihrem Lager, und schlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erschien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Brust.

Mutter, sagte sie langsam und traurig, ich bin tod, habe mich selbst entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen, bestattet ihn im Todengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin höchst unglücklich! Der Gerechte sprach ein strenges Urtheil über mich aus. Ich lebe noch, und bin doch tod! Im Todengewölbe, dessen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen sollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag nnd Nacht traurig sitzen! Tag und Nacht den Psalmisten lesen! Tag und Nacht auf Erlösung harren, und nie erlöset werden. Nie, schrie Margaretha im Traume, das wäre schreklich! So gut als nie, antwortete der Geist. Ubald

wird nach einigen Jahren Reue auch fallen. Sein Skelet wird nach des Verhängnisses Schluß vor die Thüre meines Begräbnisses zu stehen kommen. Ich so lange schmachten und lesen, er so lange stehen und harren, bis ein noch nicht gebohrnes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dies je geschehen? Und doch glimmt noch Hofnung in meiner Brust! O betet für mich!

Sie verschwand, Margaretha erwachte und sahe am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den sie in dem Todengewölbe beerdigen, die Thüre auf ewig schließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ. Der Geschichtschreiber F. Augustinus Bornerius oder Bernorius, ein parfüsser Mönch, versichert hier, daß er diese Stiftungsmesse selbst funfzehn Jahre gelesen, und deutlich bemerkt hätte, daß sich beym Anfange der Messe jedesmal die Gewölbthüre aufgethan, und mit dem Ite, missa est! wieder von sich selbst geschlossen hätte. Er und viele andere Priester sahen dies Wunder, aber die Layen sahen es nicht.

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reissige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, sagten sie, ihr könnt uns wohl am besten sagen: wo eurer Tochter Grab ist? Wir haben Aufträge dahin von unserm toden Herrn! Sie erzählten dann, daß sie Ubalds Reissige wären, der nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß sie seine Gebeine nach Deutschland führen, und an seiner Johanna Seite beerdigen sollten. Ein griechischer Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen skelesirt. Da sie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröfnet werden könne, so sezten sie das Skelet, das sie in einem Sacke bey sich führten, zusammen, und stellten es neben die Thüre. Wenn nun, sagt der Geschichtschreiber, das Gewölbe bey der Messe sich öffnete, so wande sich auch das Skelet, und sah traurig hinein.

Jeder meiner Leser kann und mag diese Geschichte ebenfalls für ein Märchen halten. Ich trenne Wahrsagung und Traum davon ab, und sehe dann nicht ein: Warum ich und sie solche nicht als geschehen

annehmen könnten? Sie ist freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber seine Zusätze scheinen sichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geschichte in einem Familien Archive aufbewahrt wurde, so findet man noch mehr Grund, das wahrscheinliche derselben nicht zu bezweifeln.

Das Märchen der alten Mutter erklärt sich durch die Geschichte ganz. Eine gute, mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden lassen, und hieb wie Alexander den Knoten entzwey, da sie ihn nicht ganz aufzulösen vermochte.

Karl und Marie.

Graf M—, Minister des f—schen Hofes, war ein großmüthiger, rechtschaffener und sehr gerechter Mann. Seine Feinde — Denn wer hat mehr Feinde als der Gerechte? — suchten ihn von lange her schon zu stürzen, M— kannte sie, aber sich keines Fehlers bewußt, sah er ruhig ihrer Arbeit zu, und wenn der Monarch die

Verläumder strafen wollte, so bat er oft für sie, und rettete diejenigen vom Verderben, die doch das seinige beschlossen hatten. Diese Großmuth hätte sie beschämen, bessern sollen, aber sie wirkte das Gegentheil, und Graf M— sah die Zahl seiner Feinde täglich wachsen. Endlich trat Graf L—, der Liebling des Regenten auf ihre Seite, unter seinem Schutze gedieh die Unternehmung besser, und der großmüthige M— wurde gestürzt. Ohne sich rechtfertigen zu dürfen, wurde er schnell aller seiner Stellen entsetzt, und auf ewig vom Hofe verbannt. Er zog mit seiner einzigen Tochter, einer blühenden Schönheit, auf ein entlegenes Landgut, lebte da wie ein Mysantrop, und ward auch endlich — die natürlichste Folge von der Welt — der ärgste Mysantrop unter der Sonne. Wer ihn vorher gekannt hatte, der staunte, wenn er den rauhen, finstern, oft grausamen Alten sah. Selten verließ er sein Zimmer, sprach mit keinem, als mit seiner Tochter, die sich ihm auch nur in gewissen Stunden nähern durfte. Die Schönheiten der Natur waren tod für ihn, er haßte sie wie die Menschen, die er alle für Bösewichter, für

Ungeheuer hielt. Sein Menschenhaß gieng bald so weit, daß er bey dem Unglücksfalle seiner Mitbrüder lachte, sich an dem Elende der Menschen labte, und einst den Tag hochfeyerte, an dem er in den Zeitungen las, daß der ausgetretene Rhein ganze Städte, Dörfer, und eine große Zahl von Menschen weggeschwemmt hätte.

Die schöne Marie war von ihrer empfindsamen Mutter noch empfindsamer erzogen worden, und war das weichste, aber auch eines der edelsten Geschöpfe der Natur. Sie trauerte Tage lang über den Tod eines Vogels, und weinte im Stillen, wenn ihr Vater lachte. Sie dachte also von ihm ganz verschieden, und tröstete oft den Armen mit Hülfe, den er stets ungesättigt von seiner Thüre wies.

Abends um sieben Uhr sperrte ihr Vater allemal die Thüre seines Zimmers zu. Niemand durfte sich derselben mehr nahen, und wer im Hause Freuden zu geniessen hatte, der konnte sie ruhig bis an den Morgen geniessen, wo der Mysantrop wieder im Hause herum schlich, und jedes fröhliche Gesicht daraus verbannte. Einst schloß er um diese Zeit auch seine Thüre, und

jeder seiner Domestiken eilte sich zu ergötzen. Die Zeitungen, die einzige Lektür des Alten, waren spät angekommen, er las sie also im Bette. Bald fand er: daß Ludwig eine unglückliche Schlacht geliefert, und zwey seiner ersten Generale nebst neuntausend seiner besten Soldaten auf dem Platze verlohren hätte. Diese Nachricht war für sein Herz erquickend, jede Art der Freude wünscht sich mit zu theilen, so auch die seinige. Er konnte den Morgen nicht erwarten, und eilte, seiner Tochter diese Neuigkeit zu erzählen. Lächelnd riß er die Thüre ihres Zimmers auf, und sah seine Tochter in des jungen Grafen L—s Armen, der ein Sohn seines ärgsten Feindes war. L— sprang zurück, und Marie sank zitternd zu den Füssen ihres Vaters hin.

Graf M—. (seinem Auge nicht trauend) Wer sind sie?

J. Graf L— Ihres ärgsten und größten Feindes Sohn, der aber nicht gleich denkt mit dem verblendeten Vater, schon längst den gefallenen Gerechten bedauerte, und dies oft im Stillen mit der Geliebten seines Herzens beweinte.

Graf

Graf M—. Von ihnen mag und will ich nicht bedauert werden. Aber weiter: Sie lieben meine Tochter?

J. Graf L—. Ich bete sie an, und bin ohne ihre Liebe höchst unglücklich! Höchst elend!

Graf M—. (lächelte, zu Marien) Und du?

Marie. Mein Vater!

Graf M—. (ernst) Und du?

Marie. Ich liebe ihn, liebte ihn schon, eh ich wußte, daß sein Vater meines Vaters Feind sey. Wir wurden getrennt, aber wir fanden uns bald wieder, und sehen uns heute nach einer halbjährigen Abwesenheit.

Graf M—. (gieng im Zimmer auf und nieder, sprach lange kein Wort, und sah grimmig um sich her. — Endlich zum jungen Grafen) Liebt sie ihr Vater?

J. Graf L—. Ja! Er liebt mich!

Graf M—. Rasend? Stark?

J. Graf L—. Ja! denn ich bin sein einziger Sohn!

Graf M—. (zeigte auf seine Tochter) Dies ist auch meine einzige Tochter! (und nun gieng er lange wieder im Zimmer herum, schien etwas zu überlegen, und bekümmerte

sich

sich nicht um die tödliche Angst der Armen, die mit jedem Augenblicke ihr Todesurtheil zu hören glaubten. Endlich setzte er sich. Zum jungen G. L.) Würde es ihr Vater ertragen können, wenn sie itzt seinen Augen entflöhen, er nie etwas von ihnen hörte, und alle seine Aussichten und Hofnungen auf einmal vernichtet sähe?

J. Graf L—. Er würde — ob ich schon mein Todesurtheil ausspreche — verwelken, hinschmachten, sterben!

Graf M—. Würde er das? Können Sie's beschwören?

J. Graf L—. Ich muß! Denn es ist die reine Wahrheit!

Graf M—. Gut! Sie sollen meine Tochter haben!

J. Graf L—. Haben? Ich? Marien haben?

Marie. Ich? Meines Karls? Bey — mit ihm?

Graf M—. Ja! Aber mit einer einzigen festen Bedingung!

J. Graf L—. Sprechen Sie solche aus, damit ich sie erfüllen kann. Was soll ich? Soll ich gen Himmel hinanklimmen? Die Macht der Liebe wird mich auf

Wolken führen. Soll ich zum Mittelpunkte der Erde hinabsteigen? Die Hand der Liebe wird ihre Felsen sprengen, und ich werde wie auf gebahntem Wege hinabgleiten.

Graf M—. Nicht so viel! Weis ihr Vater, wo sie sind?

J. Graf L—. Nein! Er glaubt mich beym Regimente!

Graf M—. Und ihr Obrister?

J. Graf L—. Glaubt mich bey meinem Vater.

Graf M—. Haben sie einen Bedienten mit sich?

J. Graf L—. Nein! Ich bin fünf und dreyßig Meilen mit eignem Pferde allein geritten.

Graf M—. Gut! Sie gehen sogleich mit mir auf mein Zimmer, bleiben bis morgen da. Mit dem frühesten laß ich meinen Wagen anspannen, und führe sie und meine Tochter nach dem Seehafen. Setze euch beyde auf ein spanisches Schiff, das nach Amerika segelt. Ich sehe noch, wie der Priester euch verbindet, wie der Wind euch fortführt — —

Marie. Und gehen nicht mit uns?

Graf M—. Nein, ich bleibe bis meine Hoffnungen erfüllt sind, dann komme ich nach! (zum jungen Grafen) Wollen sie dies thun?

J. Graf L—. Ob ich will? Marie in einigen Tagen mein! Ich kann nichts als dies denken! Ich gehe alles mit Freuden ein! Aber, bester, großmüthigster Mann, darf ich mich unterstehen, sie von einem Irthume zu befreyen, der mich verhindert, ganz glücklich zu seyn?

Graf M—. Reden sie!

J. Graf L—. Sie betrügen sich in dem Karakter meines Vaters. Sein Herz ist — daß ich mich so ausdrücken mag — verderbt, aber nicht verhärtet. Es ist weich gegen die Bitten seines einzigen Sohnes. Ich will mich, wenn sie's billigen, zu seinen Füssen werfen, ihm die Heftigkeit meiner Liebe schildern, und ich stehe dafür, daß er mein Flehen hört, und ihnen zur Versöhnung unsre Verbindung selbst vorschlägt.

Graf M—. Gewiß?

J. Graf L—. Gewiß! Ich und Marie verzweifelten, je ihre Einwilligung zu erhalten, und darum wagte ich diesen Schritt nicht; aber nun kann ich ihn kühn wagen,

und unsre Liebe soll die glückliche Aussöhnung unsrer Familie bewirken, die Neid und Habsucht entzweyte, von denen mein Vater schon die Folgen empfindet.

Graf M—. Wenn sie aber erst, von Amerika aus, diesen Gedanken ausführten, und ihn schriftlich um Verzeihung bäten?

J. Graf L—. So würde er mich zurück rufen, mir mit offnen Armen entgegen eilen, und ihre Tochter als seine Tochter segnen!

Graf M—. Da hätte ich bald den albernsten Streich begangen! Sie erhalten meine Tochter nicht!

J. Graf L— und Marie (zu seinen Füssen) Vater! Bester, theuerster Vater!

Graf M—. Bey Gott dem Allmächtigen seys geschworen! Sie erhalten sie nicht! Eh will ich ewig dem Anschauen des Ewigen entsagen, eh ich dies zugebe. Fort mit dir! (er riß Marien nach der Thüre)

J. Graf L—. Ich gehe ja jede Bedingung ein! O ich lasse sie nicht! Ohne sie ist der Tod mein Loos!

Graf M—. Das wünsche, das hoffe ich! Schüssen sie sich eine Pistole vorm Kopf! Die Nachricht wird mich freuen! Der zärtliche Vater wird hoffentlich bald

nachfolgen, und so wird die Brut durch sich selbst aufgerieben! Vertilgt! Ein sicherer und besserer Plan als der vorige! (Er zog Marien zur Thüre hinaus. Sie reichte ihrem Karl die Hand, und stammlete noch ein Lebe wohl! Der erzürnte Vater sah's, und schleppte sie beym Haar nach seinem Zimmer.)

Im Schlosse des Alten wollte und konnte Karl nicht länger bleiben, aber er wollte und konnte sich auch nicht von seiner Marie trennen, und brachte die Nacht im Walde zu. Früh als der Tag graute, rollte auf der Heerstrasse eine Kutsche vorbey. Er erkannte die Livrey des alten Grafen, und folgte ihr stets von weiten nach. Die Kutsche fuhr zu seinem größten Vergnügen nach der Stadt, in welcher er in Garnison lag. Er hielt sich nun näher, und sah den Wagen am Kloster der frommen Büsserinnen halten. Der Alte führte seine Tochter halb ohnmächtig hinein, fuhr nach einer Stunde wieder allein fort, und Karls Herz schlug hofnungsvoll, weil er doch nun das Haus kannte, in welchem seine Marie wohnte.

Sie daraus zu entführen, war von diesem Augenblicke an sein fester Vorsatz,

den er auf jede Art auszuführen beschloß. Anfangs versuchte er Eintritt ins Kloster zu erlangen, aber alle Mühe und jede Bestechung war vergebens. Er verschwendete eine Hand voll Gold, und konnte nicht einmal erfahren: Ob Marie wirklich noch im Kloster sey?

Das Kloster lag nahe am Stadtthore, nahe am Walle, auf welchen sogar einige vergitterte Fenster und eine verschlossene Thüre hinausgiengen. Karl hatte oft am Thore die Wache, tauschte auch oft mit seinen Kameraden, wenn ihn die Reihe nicht traf, und war so bey Tag und Nacht der genaue Beobachter des Klosters. Nie eröffnete sich die Pforte, wo er nicht sah, wer aus und ein gieng, und doch konnte er nichts ergründen, nichts erfahren. War's nicht möglich, auf diese Art seine Marie zu bewachen, so gieng er wenigstens stets auf dem Walle spazieren, und betete oft Stundenlang in der Kirche.

Nach sechs Wochen feyerten die Nonnen eines ihrer Ordensfeste. Die Kirche war voll von Andächtigen, und Karl mitten unter ihnen. Ein Bedienter, der die Livrey des Grafen M—s trug, machte ihn

sehr aufmerksam, er suchte lange umher, und erblickte endlich den Vater seiner Marie in einem abgesonderten Betstuhle. Das Hochamt begann! Ein neuer schrecklicher Auftritt versetzte den armen Karl in die elendeste Lage. Die Klosterfrauen traten paarweise in die Kirche. Seine Marie folgte von den Aeltesten umgeben, und trug einen Kranz auf ihrem Haupte. Karl drängte sich dicht ans Gitter, das die Nonnen von den Layen sondert, und sah, wie man das unschuldige Lamm zum Altare schleppte, hörte, wie die Einzige seines Herzens den Eid der ewigen Keuschheit ablegte. Er war ausser sich, biß seine Zähne an den eisernen Stangen des Gitters stumpf, und schüttelte es fürchterlicher als der Löwe, der im Käfige gefangen liegt. Ohne Hofnung verließ er endlich die Kirche, wankte nach Hause, litt Quaalen der Hölle, aber verzweifelte nicht.

Die leidende, gute Marie, die wir in den Händen des erzürnten Vaters verliessen, hatte noch mehr gelitten, noch mehr ertragen. Im Anfange mißhandelte sie der Misantrop, nachher ließ er ihr die Wahl: Entweder sogleich eine Nonne zu werden,

oder

oder zu sehen, wie er vor ihren Augen den Abgott ihres Herzens morde. Dann, setz-te der wüthende Alte hinzu, geh' ich selbst vor Gericht, gebe mich als einen Mörder an, und du kannst das Vergnügen haben, deinen alten Vater auf dem Blutgerüste paradiren zu sehen. Von der Entschlossen-heit ihres Vaters überzeugt, wählte Marie das erstere. Ihr noch immer mit dem To-de ihres Einzigen drohend, führte sie der Vater nach dem Kloster, und brachte es durch ausserordentliche Geschenke bey der Priorinn, durch anhaltendes Drohen bey Marien so weit, daß diese schon nach sechs Wochen das Gelübde ablegte, und jene, es abzulegen erlaubte. Obgleich sonst jede Nonne ein Probejahr aushalten, und als Novizinn die Stärke ihres Berufs prüfen muß.

Froh und vergnügt fuhr der Vater nach dem abgelegten Gelübde nach Hause, nahm ungerührt von seinem einzigen Kinde Abschied, das er nach der strengen Regel des Ordens nie mehr sehen konnte. Man denke sich nun die Lage der unglücklichen Marie, die nun getrennt vom Vater und Liebhaber in der einsamen Zelle saß, und

ver-

vergebens nach beyden seufzte. Mit dem Gedanken an ihren Karl warf sie sich aufs harte Lager, sah ihn träumend und wachend, und sollte ihn doch ewig nicht mehr sehen. Der erste Stral der aufgehenden Sonne spiegelte sich in ihren Thränen, und der lezte Stral der untergehenden glänzte noch in ihren Augen. Im Gebete verwechselte sie oft den Namen eines Heiligen mit dem Namen ihres Karls, und sang nur dann im Chore aus vollem Herzen mit, wenn die Nonnen den Psalmen: De profundis clamavi ad te anstimmten.

Karl, der eben so wie sie, nirgends Hülfe, nirgends Rettung sah, beschloß zu quittiren, und auch in einem Kloster sein Leben zu vertrauern. Mit diesem Gedanken beschäftigt, gieng er auf dem Walle, nahe an den Mauern des Klosters, spazieren. Nur die Stimme seiner Marie konnte ihn aus dem Labyrinthe seiner Gedanken herausreissen. Karl, rufte sie leise, Karl! Ich sehe dich wieder! Karl blickte in die Höhe, und sah seiner Marie Gesicht durchs Gitter blinken. O Marie! — — Mehr konnte er nicht sagen, denn ihr blasses, hagres Gesichte schreckte ihn.

Komm

Komm wieder, wenns dunkel ist, lispelte Marie hinunter, und verschwand gleich einer Geister Erscheinung aus des Erstarrten Auge. Nachdem er sich erholt hatte, gieng er, die Stunden zu verkürzen, spazieren. Er schwebte über die Fluren hinweg, fühlte sich innig froh, und bat Gott in der Fülle seines Herzens, der Sonne zu gebieten, daß sie eile. Noch segnete er dankend ihren letzten Stral, und eilte dann zum Fenster seines Mädchens. Eine halbe Stunde harrte er zweifelnd, als endlich eine weiße Hand durchs Gitter fuhr, und ein mit Papier umwundner Stein zu seinen Füssen fiel. Er winkte der Geberin Dank zu, und eilte mit seinem Schatze nach Hause. Schnell wickelte er das Papier vom Steine ab, sah es leer, und glaubte schon, daß eine andere seiner spotte. Endlich betrachtete er es genauer, und fand folgendes mit Bleystift darauf geschrieben: „Mein Karl! Ich habe dich gese„hen, und Gott mit heissen Thränen für „dies Glück gedankt! Ich habe beobach„tet, daß du noch um deine Marie trau„erst, die Mauern, die sie einschliessen,

„um-

„ umschleichst, und bin nun das glücklich-
„ ste Mädchen! Ich liebe dich noch eben
„ so heftig, so innig als ehe! Ich liebe dich
„ als Nonne noch stärker, und werde dich
„ ewig lieben! Ich habe zwar geschworen,
„ an keinen Mann zu denken, aber der
„ Ewige las in meinem Herzen, und ver-
„ stopfte seine Ohren vor dem erzwunge-
„ nem Eide. Er wußte, daß ich nur dein
„ Leben zu retten suchte, und vergab mir
„ alles. Ich bin noch dein! Ganz dein!
„ Ewig dein! Rette mich, wenn du kannst!
„ O Karl erlöse mich! Wir wollen mitein-
„ ander Welten durchirren, in dem ver-
„ borgensten Winkel vergnügt und glück-
„ lich leben! Sollte ich auch an deiner
„ Seite das erbärmlichste, elendeste Bet-
„ telbrod essen, so will ich doch bey jedem
„ schimlichen Bissen mein Schicksal segnen.
„ Rette! Rette mich! Dies ist mein einzi-
„ ger Gedanke! O rette deine treue Marie!"

Nachschrift: „ Bald hätte ich in der
„ Freude meines Herzens das nöthigste
„ vergessen. Morgen wird um diese Zeit
„ ein Faden am Fenster hängen, an die-
„ sen befestige deine Antwort. Binde mir

„ auch

„ auch Papier und Bleystift dran, denn „ unser strenger Orden verbietet uns, dies „ in unsrer Zelle zu haben. Zum Glück „ hatte ich noch ein Stückchen! Lebe wohl, „ Theurer, und rette deine Nonne, denn „ nur dich zu lieben, nur dir treu zu seyn, „ habe ich geschworen."

Karl las das Billet hundertmal, und legte es nur weg, um es wieder nehmen, wieder lesen zu können. Die ganze Nacht machte und verwarf er Plane! Durch vier Wochen schrieben sich die Verliebten, und konnten keinen sichern Plan zu Stande bringen. Endlich besiegten sie alle Schwierigkeiten, und Karl schrieb seiner Nonne folgendes Billet:

„ Meine Marie! Wenn du dich, wie „ du mir gestern schriebst, des Schlüssels „ von der hintern Thüre bemächtiget hast, „ und ungehindert bis dahin gelangen „ kannst, so ist unsere Flucht nicht allein „ möglich, sondern auch ganz leicht und „ sicher. Höre also, trautes Mädchen, „ wie ich dich retten, und in meine Arme „ führen will: Morgen ziehe ich am Thore „ auf die Wache. Abends sperre ich das

„ Thor

„ Thor blind, und schicke, wie gewöhn-
„ lich, die Schlüssel zum Kommendanten.
„ Drey der getreuesten Männer aus mei-
„ ner Kompagnie haben sich entschlossen,
„ mit uns zu gehen. Diese stelle ich um
„ 11 Uhr auf den Wall, vors Gewehr
„ und ans Thor. Du gehst, wenn die
„ Glocke auf dem Klosterthurm ein Vier-
„ tel auf zwölf Uhr schlägt, aus deiner
„ Zelle, sperrst still das hintere Thor auf,
„ und gehst kühn auf die Wache zu, die
„ auf dem Walle steht. Sie wird dich
„ dreymal anrufen, du antwortest nicht.
„ Dies ist die Losung. Die Wache geht
„ dann den Wall herunter, du ihr nach.
„ Ich stehe an der vordern Seite des Wacht-
„ hauses, und warte da, um zu verhin-
„ dern, daß nicht andre Soldaten heraus-
„ treten, und dich sehen. Bist du mir na-
„ he, so nehme ich dich in meine Arme,
„ und nur der Tod soll dich mir entreissen.
„ Die Wache vorm Gewehre und am Tho-
„ re schließt sich still an uns. Wir eröff-
„ nen das Thor, vor welchem uns mein
„ bester Freund mit einem Wagen, mei-
„ nen Sachen und Kleidern für dich er-

„ war-

„ wartet. In einer Viertelstunde sind wir „ über der Gränze. O Marie, denke dir „ die Wonne, das Glück! Du neben mir „ im Wagen! Du in meinen Armen! Gott „ wird unser Unternehmen segnen! Hast du „ mir noch etwas zu schreiben, so antwor„ te gleich. Ich werde noch eine Stunde „ auf dem Walle harren!

Marie schrieb ihm, daß sie den Schlüssel wirklich habe, und seine Vorschrift pünktlich befolgen wolle. Du erhältst, setzte sie unter andern hinzu, kein armes Weib. Mein harter Vater ließ mir alle meine Juwelen. Du kannst damit spielen, sagte er, als er fortfuhr. Ich bringe sie mit, und ihr Werth soll uns das ruhigste Leben verschaffen.

Die längste Nacht der Liebenden verstrich. Graf L— zog mit seinen Getreuen auf die Wache. Der noch längere Tag verfloß. Karl sah in der Dämmerung sein Mädchen am Fenster, aus dem sie ihm ein baldiges Wiedersehen zuwinkte. Er saß nun in banger Erwartung in seiner Wachtstube, zählte die langsamen Minuten an seiner Uhr, und sah mit Vergnügen, daß bereits

das dritte Viertel auf Eilfe vorbey sey. Seine Getreuen, die um diese Stunde die bewusten Posten abzulösen hatten, wurden itzt zum leztenmal von ihm versammlet. Er bat sie, alles ja recht genau zu befolgen, und befahl dem, der auf dem Wall zu stehen kam, vorzügliche Aufmerksamkeit. Noch hatte er nicht vollendet, als er einen nahen Schuß fallen hörte. Die Verschwornen sprangen auseinander. Karl rannte den Wall hinauf, und sah seine Marie im Blute schwimmend da liegen.

Vermuthlich konnte sie, ohne die Folgen zu bedenken, es nicht erwarten, bey ihrem Karl zu seyn. Vielleicht hatte sie sich auch in der Zeit geirret, oder seinen Brief nicht recht gelesen. Kurz, sie war um drey Viertel auf Eilfe ausgegangen. Die Wache, die damals auf dem Walle stand, die von der ganzen Sache nichts wußte, und erst um eilf Uhr von einem der drey Verschwornen abgelöset werden sollte, rufte sie dreymal an. Da sie aber nicht antwortete, und sich ihm immer näherte, so drückte der Unwissende los, und sie fiel, oder flog vielmehr in der süßen

Em-

Empfindung ihres nahen Glücks hinüber, denn die Kugel war durchs Herz gefahren. Karl warf sich auf sie hin, und fand kein Leben mehr in ihr. Wüthend drang er durch die erschrocknen Soldaten nach dem Thore. Seine Getreuen folgten ihm. Sie eröffneten schnell das Thor. Als sie an den nahen Rhein kamen, sprang Karl hinein. Die andern sahen's, und konnten ihn nicht retten. Sein wartender Freund erfuhr von ihnen das doppelte Unglück, und alle eilten, und kamen glücklich über die Gränze. Der erstere hatte alle Sachen und Papiere seines unglücklichen Orests mit sich, und vertraute manchem die ganze wahre Geschichte.

Marie, die ihr Juwelenkästchen im Arme hielt, wurde früh im Stillen beerdigt. Ihr Vater weinte, als er seiner Tochter Ende erfuhr, lachte aber gleich, als man ihm den Tod des jungen Grafen, den man im Rhein fand, mit berichtete. Karls Vater wurde aus Schrecken vom Schlage gerührt, und starb zur herzlichen Freude des Grafen M—s bald darauf. Lezterer lebte noch einige Jahre, aber man sah's

ihm an, daß ihm der Verlust seiner Tochter, oder vielmehr die Art ihres Todes schmerzte. Sein Karakter milderte sich. Auf seinem Todenbette jammerte er laut um sein Kind, und vermachte, zur Tilgung seiner Schuld, sein ganzes Vermögen den Armen.

Bald nach Mariens Tode erhob sich unter dem Pöbel und den gemeinen Soldaten die Sage: Daß die Ausgelittne mit dem Kästchen unter dem Arme um die Mitternachtsstunde herumwandle, oft bey der Wache stehen bliebe, und um etwas zu bitten scheine. Als nun, lautet das Märchen weiter, ein beherzter Soldat sie anrief, und um die Ursache ihres nächtlichen Besuchs fragte, so bat sie ihn: Drey Schläge an das hintere Klosterthor zu thun! Er thats, die Thüre öffnete sich, und die Nonne gieng hinein. Itzt geht sie noch alle Nächte längst dem Walle her, aber die Soldaten klopfen, von dem Beherzten belehrt, dreymal mit dem Gewehre an die Klosterthüre, und sie geht dankend hinein. Wenn sich die Thüre öffnet, so kömmt ein Offizier den Wall herauf, und eilt ihr nach.

Aber nie erreicht er sie, denn die Thüre schlüßt sich stets früher. Er steht dann einige Minuten stille, seufzt laut, und schleicht langsam den Wall hinunter nach dem Rheine.

An der Stelle, wo sich Karl in den Fluß stürzte, zeigen die Fischer noch jedem Fremden einen Wirbel, der, ihrer Aussage nach, in dem Augenblicke entstand, als Karl hineinsprang.

Selbstmörder aus Armuth.

Der arme August.

Große, Mächtige und Reiche! Leset meine wahre, schreckliche Geschichte! Euch sey sie ans Herz gelegt, und wenn ihr, zu einem prächtigen Male geladen, bey einem Armen vorüber gehet, so theilet ihm nur das kleinste Stück aus eurer vollen Spielbörse mit. Er wird gesättigt, am Abende euch segnen; aber fluchen wird er euch, wenn ihr mit einem Kopfschütteln sein dringendes Flehen beantwortet, und aufgezeichnet werdet ihr einst diesen Fluch im Schuldbuche des Ewigen finden, der euch Ueberfluß gab, damit ihr Nackende kleiden und Hungrige speisen sollt.

Zu M— in S— lebte, vor ungefähr sechzig Jahren, ein armer Leinweber. Kümmerlich nährte ihn sein Handwerk, und oft wurde sein Tisch nur des Tages einmal gedeckt; aber er lebte froh und ver-

gnügt,

gnügt, denn Gott hatte seine Ehe mit einem hofnungsvollen Sohne gesegnet, der von seinem Wiegenjahre an die Freude seiner armen Eltern war. Sein Pathe, der Pfarrer des Städtchens, ließ Augusten — so hieß der Knabe — studieren, und wenn der alte Leinweber Sonntags nach der Pfarre schlich, so las ihm der Pfarrer oft Briefe von den Professoren vor, die seinen Zögling nicht genug zu loben wußten. Mit Freudenthränen im Auge kehrte der frohe Vater wieder in seine Hütte zurück, erzählte seiner Gattinn, beym nächtlichen Male, ihres lieben Sohnes Lob, und Erdäpfel schmeckten dann den alten Leuten köstlicher, als der beste Braten.

August hatte die Rechte studiert, und kam, versehen mit den besten Zeugnissen, in die Arme seiner Eltern, in das Haus seines Wohlthäters zurück. Kurz darauf starb der Pfarrer, und August mußte alles anwenden, um sich und seine armen Eltern für Mangel zu schützen. Der Obereinnehmer des Städtchens wurde weiter befördert, August wagte es, um diesen offnen Dienst anzuhalten.

Der Minister dieses Departements, ein würdiger, rechtschaffener Mann, ließ sich alle Jahre von den Professoren der Landesuniversität ein Verzeichniß der fleißigsten Studenten einschicken, und da August in dieser Liste oben an stund, so erhielte er vor dreyßig Mitcompetenten den Vorzug. In vier Wochen war er Obereinnehmer, hatte einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern, folglich mehr, als je sein höchster Wunsch begehret hatte. Sein armer Vater webte nun nicht mehr Leinewand, er wohnte mit seiner Gattinn im Hause des dankbaren Sohnes, beyde genossen noch einige Jahre das ruhigste Alter, und starben endlich in den Armen ihres Augusts. Ihr leztes Wort, ihr lezter Blick war Segen über ihn. Schon ein ganzes Jahr ruhten die Alten im Grabe, als einst August nach einem benachbarten Städtchen auf einen Ball geladen wurde. Er kam, sah dort die schöne Amalie, und fühlte im Rückwege zum erstenmale den Drang der Liebe.

Es giebt eine gewisse Gattung von Menschen, die durch irrige Begriffe gelei-

tet,

tet, sich ein Verbrechen aus der schuldlosesten Liebe machen, sie vor aller Augen zu verbergen suchen, und das größte Laster zu begehen wähnen, wenn sie ihrem besten Freunde diese Leidenschaft entdecken sollen. Unter diese Klasse gehörte August, er verschloß seine Liebe ins Innerste seines Herzens, quälte sich ein halbes Jahr, und da er seine Quaal nicht länger ertragen konnte, so reiste er in größter Stille nach dem Wohnorte des Mädchens, hielte schriftlich um Amalien an, und kam verheurathet zurück, ehe ein einziger Bewohner seiner Vaterstadt etwas von seiner Liebe gemuthmaßt hatte. Seine Heurath war nun das Gespräche des ganzen Städtchens. Alle bedauerten den guten August, denn er hatte ein Mädchen genommen, das in der ganzen Gegend im üblen Rufe stand. Jedermann wußte, — nur der geheimnißvolle August nicht, — daß sie vor einigen Jahren öffentliche Maitresse eines Edelmanns war, mit diesem ein Kind gezeugt hatte, und wegen ihrer schlechten Aufführung schimpflich vom Schlosse gejagt wurde. Keiner war so grausam, ihm diese Geschichte zu erzählen, und so lebte August

gust ruhig und vergnügt mit seiner Gattinn, die ihm nach dem ersten Jahre, ihr vollkommnes Ebenbild, eine Tochter gebahr. Schon nahmen viele ihr erstes Urtheil über diese Heurath zurück, weil sie mit Grund hoften, Amalie würde — gewarnt durch ihren ersten Fall — nun eine gute Gattinn seyn und bleiben. Aber Amaliens Aenderung war nicht anhaltend, sie fieng an kleine Tafeln, kleine Spiele zu geben, lud allerhand Personen, und unter diesen alle hübsche Offiziere der Garnison dazu ein. Oft wachte August die ganze Nacht auf dem einsamen Lager, bis seine Gattinn, erst am späten Morgen, es mit ihm theilte. Er fühlte, daß dies nicht recht sey; aber er war zu verliebt, und folglich zu schwach, um dem Ganzen Einhalt zu thun. Endlich sah er, daß sein ganzer Gehalt nicht hinreichte, um seiner Frauen Aufwand zu bestreiten, und es meldeten sich Schuldner, die er aufs künftige Jahr vertrösten mußte. Er murrte zum erstenmale mit ihr, aber eine feurige Umarmung, ein süßer Kuß stillte seinen Zorn, und sein Haus wurde bald der Sammelplatz aller jungen und ausschweifenden Personen. Ein bes-

serer

ſerer Dienſt in einer größern Stadt war itzt offen. Auguſt, der bisher immer ſeine Pflicht aufs genauſte erfüllte, öfters Belobungsdekrete darüber erhalten hatte, hofte nicht ohne Grund, daß er dieſen Dienſt erhalten würde, und glaubte der Ausſchweifung ſeiner Frau ganz Einhalt zu thun, wenn er ſie von einer ſo gefährlichen Geſellſchaft entfernte. Er entdeckte Amalien ſeine erſte Geſinnung, ſie billigte nicht allein ſolche, ſondern rieth ihm auch ſelbſt nach der Reſidenz zu reiſen, um ſein Begehren deſto beſſer betreiben zu können. Auguſt nahm von dem wenigen baaren Gelde den kleinſten Theil mit auf die Reiſe, und ließ ſeiner Frau mehr noch, als ſie zur häuslichen, ſtillen Wirthſchaft brauchte. Als er ſchon im Wagen ſaß, gab er ihr den Schlüſſel zur landesfürſtlichen Kaſſe, damit ſie, wenn etwan Feuer entſtünde, alles retten könne.

Er kam in der Reſidenz an, der Miniſter war verreiſt, und er mußte vierzehn Tage auf ſeine Ankunft warten. Er ſchrieb unterdeſſen die rührendſten Briefe an ſeine Frau, und ſtellte ihr ſchriftlich — was er beſſer als mündlich zu thun im Stande

war —

war — die Folgen vor, die ihr Aufwand haben würde, nothwendig haben mußte. August versprach sich viel von dem Eindrucke, den diese Briefe auf sie machen würden, aber Amalie warf sie ungelesen hin, schwelgte auf die übertriebenste Art mit ihren Anbetern, und aufmerksame Beobachter rechneten aufs genauste nach, daß oft ein einziges Soupee sechzig und mehrere Thaler kostete.

Jeder hat seine Feinde, auch August, und ehe der Minister nach der Residenz kam, war schon, eingelaufnen Berichten zufolge, Befehl gegeben, Augusts Kasse zu revidiren.

Früh trug er dem angekommnen Minister seine Bitte vor. „Sie sey ihnen „gewährt, wenn es Verläumdung ist, „was man von ihnen spricht, und wenn „ihre Kasse richtig befunden wird.„ August, der sich keines Verbrechens, keiner Unrichtigkeit bewußt war, reiste ruhig nach Hause und versprach sich in die Zukunft die heitersten Tage. Er kam an, und fand seine Frau nicht zu Hause. Sie sey gestern, sagte ihm die Magd, als man die Kasse versiegelt hätte, eilig aufs Land gereiset.

Au-

August wußte, daß er revidiret werden sollte, die Versieglung kam ihm also nicht unerwartet; aber die Reise seiner Frau, ihr langes Ausbleiben ließ ihn die ganze Nacht nicht schlafen. Am frühen Morgen kamen Abgeordnete, öffneten in Augusts Gegenwart die Kasse, und es lagen anstatt neun hundert nur funfzig Thaler darinne. Der Defekt überstieg seine Kaution, die er durch das Vermächtniß seines Pathen geleistet hatte, um die Hälfte, und der erstaunte August wurde ins Gefängniß geführt. Noch wußte er nicht, was er glauben, was er denken sollte, als sein bester Freund zu ihm ins Gefängniß trat, und ihm die ganze Aufführung seiner Frau in seiner Abwesenheit erzählte.

Ich gab der Leichtsinnigen den Schlüssel, mehr sagte er nicht, und gab sich in allen Verhören als den Schuldigen an, ungeacht seine Richter, bekannt mit der ganzen Sache, ihn oft fragten: Ob seine Frau nicht etwan Eingriffe in die Kasse gethan hätte? Seinem eigenen Bekentnisse zufolge, wurde er — nach den Landsgesetzen noch sehr gelinde — zu einem fünfjährigen Festungsbaue verurtheilet.

Der Unschuldige karrte diese lange Zeit ohne Murren, und eilte, als er losgelassen wurde, seiner Vaterstadt zu. Er fragte eifrig nach seiner Frau, nach seinem Kinde. Das leztere hatten barmherzige Leute bisher ernähret, und gaben es willig dem bittenden Vater wieder. Die erste, erfuhr er, nach langem Nachforschen, halte sich im P****schen bey einem Obristen als Haushälterinn auf. Mit seinem Kinde am Arme reiste er zu ihr. Vielleicht glaubte der Unglückliche, daß seine Frau, weil er für sie büßte, ihn mit offnen Armen empfangen, ihm ihre ganze Liebe wieder schenken würde. Als er dort ankam, fragte er nach der Frau Haushälterinn, und hörte zu seinem größten Erstaunen, daß man die Mamsell gleich rufen würde. Sie kam, und die Undankbare wollte ihn nicht einmal kennen. Ich war nie verheurathet, sagte sie dreist! der Kerl muß ein Narr seyn! und August wurde durch einen Korporal zum Hause hinausgeprügelt. Sein Zustand war nun schrecklich! Keine Aussicht, keine Hülfe, nicht einmal einen Trost! Er bettelte sich mit seinem Kinde bis zur nächsten Stadt.

Dort

Dort war er so glücklich, ein Stübchen zur Miethe, und, wegen seiner guten Handschrift, von vielen Advokaten Akten zum Abschreiben zu erhalten. Kümmerlich, aber ehrlich, nährte er sich mit dieser Arbeit acht lange Jahre. Sein Lottchen, seine Tochter war der einzige Trost, das einzige Vergnügen, das er hatte und kannte! Sie liebte ihn über alles; sein Auge durfte nur winken, so wurde sein Wink befolgt.

Amalie hatte unterdessen ihren Obristen schon wieder verlassen, und war zur Stadt gekommen. Ein junger Minister fand sie noch reizend, und ihr Schicksal war durch seine Freygebigkeit sehr glänzend geworden. Einst trug August abgeschriebene Akten nach Hause, als ihm in der Hauptgasse ein prächtiger Wagen begegnete, er wollte ausweichen, sah seine Frau darinne sitzen, blieb für Erstaunen stehen, und wurde von dem unbarmherzigen Kutscher zu Boden gefahren. Der Wagen rollte rasch fort, und August lag wie tod da. Sein rechter Arm war zersplittert, sein linkes Bein sehr beschädigt. Gutherzige Leute trugen ihn, als er reden konnte, nach Hause, seine trostlose Tochter rufte einen

Chy-

Chyrurgus, und dieser stellte ihn erst nach einem halben Jahre, gelähmt an Hand und Fuß, wieder her. Als dieser seine Bezahlung forderte, hatten Vater und Tochter nur noch ein einziges Kleid, ihr weniger Hausrath war bis auf einen Tisch und einen Stuhl verkauft. Alles dieses und ihr einziges Bette reichte kaum zu, um seine Forderung zu befriedigen. Am Abende giengen sie das erstemal hungrig schlafen, und wußten am Morgen nicht, wo sie für diesen Tag einen Bissen Brod hernehmen sollten. Es war schon Mittag, und noch brannte auf ihrem Herde kein Feuer. Beyde weinten, aber beyde schwiegen, weil sie sich nicht durch unnützes Klagen ihr Unglück vergrößern wollten.

Der Vater brach zu erst das Stillschweigen:

Aug. Lottchen, was wird aus uns werden?

Lottch. Gott im Himmel weis es!

Aug. Meine Hand ist gelähmt, ich kann nicht mehr schreiben! Und wollte ich auch ausgehen, wollte gute Leute um ein Allmosen ansprechen, so hab ich nicht einmal einen Rock. Erbarmet sich Gott nicht bald unser, so müssen wir Hunger sterben!

Lottch. Vater, ich will — — — (Thränen verhindern sie, weiter zu reden.)

Aug. Was willst du?

Lottch. Ich — will — betteln — gehen!

Aug. Du? du? Und doch — aber nein! Noch weis ich ein anderes, weniger schreckliches Mittel! deine Mutter ist in der Stadt, ihr Wagen wars, der mich zu Boden fuhr.

Lottch. O Jesus!

Aug. Er kam aus des Ministers Hause, dort muß sie wohnen, oder wenigstens zu erfragen seyn. Du bist ihre Tochter, du hast unter ihrem Herzen gelegen, ihr Blut hat dich genährt, sie wird Erbarmen mit dir haben, und bist du versorgt, so will ich gerne sterben. Frage unter meinem, unter ihrem Familiennamen nach ihr. Schildere ihr unser Elend, und rührt sie dies nicht; so sage ihr kühn, daß wir durch sie unglücklich sind.

Lottch. (freudig) Ich soll meine Mutter sehen! O wohl uns, daß sie noch lebt! Sie wird uns gewiß helfen! Ich gehe gleich!

Aug. Geh, Kind, geh. Mich hungert sehr! Ich will unterdessen beten, damit Gott ihr Herz erweiche!

Lottchen eilte fort, und August kniete nieder, bat Gott um Erhörung, um Erbarmung. Unter Augusts Namen wollte niemand in des Ministers Hause etwas von Amalien wissen, als sie aber ihren Familiennamen nannte, so wußte jeder, daß es das gnädige Fräulein sey. Aber die saß schon bey der Tafel, und ihre Tochter mußte bis fünf Uhr in der Antichambre hungern. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und Lottchen gemeldet. Sie soll sagen: Wie sie sich nenne? Wer sie sey? war die Antwort. „Ich bin des armen Augusts Tochter! „ O ich kenne das Aas schon, rief das gnädige Fräulein im innern Zimmer, sie soll sich fortscheren, sonst werden die Bedienten sie fortpeitschen. Die erschrockne Tochter floh, als sie dies hörte, und lautes Gelächter der Bedienten scholl ihr nach.

Trostlos gieng sie durch die Gassen. Ihr armer Vater fiel ihr ein. „Mich hungert sehr, sagte er, als ich fortgieng. Wie wird ihn itzt erst hungern, und ich bringe ihm keine Hülfe, keinen Trost! „ Es dämmerte schon, und Lottchen wagte es, einige Vorübergehende um ein Allmosen

zu bitten. Zweymal streckte sie ihre zittern-de Hand vergebens aus, das drittemal wollte ihr eben eine gutherzige Frau etwas schenken, als ein Bettelvogt aus einer Ecke hervorsprang, ihr die Gabe entriß, und das arme Mädchen schrecklich schlug. Mit Blut befleckt kam sie nach Hause. Noch kniete ihr Vater in der Ecke und betete. „ Was häst du ausgerichtet? — Nichts! — Aber du blutest? Die Grausame, sie hat dich schlagen lassen! Ha, dies noch! „ Hier trat er an den kalten Ofen, und wetzte mit seiner linken Hand das einzige Messer, das er noch hatte. „ Nicht sie, mein Va-ter, nicht sie! „ „ Aber wer denn? Das Messer entfiel hier seiner Hand. „ Ein harter, garstger Mann, der nicht zulassen wollte, daß eine gute Frau mir etwas schenke. „ „ Also auch die einzige Hofnung dahin! Und nun versank er in ein tiefes Nachdenken, stand oder lag vielmehr am Fenster, und Lottchen unterstund sich nicht, mit ihm zu reden. Um zwölf Uhr in der Nacht seufzte er oft und tief. Lottchen wagte es nun, ihn zu trösten:

Vater! noch weis ich eine Hülfe!

Du? Hülfe?

Ja, lieber Vater, ich will mich als Magd verdingen!

Hast recht! Dann ist dir doch geholfen!

Will auch ihnen helfen.

Wird eben so fehlschlagen, aber ungerecht wärs, wenn ich nicht bis ans Ende ausharren wollte.

Lottchen gieng am frühen Morgen aus, und kam um 9 Uhr mit Brod und Fleisch zurück. Sie war zu einer von den Frauen gegangen, die sich ein Geschäft daraus machen, dienstlose Mädchen unterzubringen. Diese hatte sie in ein Bürgerhaus gewiesen, wo sie sogleich als Küchenmagd angenommen wurde, und zur Sicherheit einen halben Gulden Handgeld erhielt. Sie aß mit ihrem hungrigen Vater, und trat schon Nachmittags ihren Dienst an. Abends hub sie etwas von ihrem Tische auf, und trug's früh ihrem Vater hin. So machte sie's immer, und der Arme sah mit Thränen, wie's möglich sey, daß seine Tochter ihn als Dienstmagd ernähren könne. Als es kalt wurde, nahm die Dankbare ihr ganzes Bette, und brachte es ihrem Vater. Er weigerte sich, es anzunehmen; aber da sie

ihn

ihn versicherte, daß es ja einerley sey, ob er oder sie drauf schliefe, daß sie immer noch genug hätte, um sich vor Kälte zu schützen, so nahm er's mit Dank an. Ein vierteljähriger Lohn reichte hin, um ihm einen alten Rock und etwas Holz zu kaufen. Schon fieng der alte August an, auf die Vorsicht zu trauen, als Lottchens Hausfrau einst in ihre Kammer trat. Sie sah, daß ihre Magd auf Stroh schlief, und fragte nach dem Bette. Lottchen stockte und gestand endlich. Das Bette mußte sogleich herbey geschafft werden, und da man die Wahrheit nicht glaubte, so wurde Lottchen, zum Lohne ihrer kindlichen Liebe, in dem kältesten, härtsten Winter aus dem Hause gejagt. Sie gieng wieder zu ihrem Vater. Zwey Tage nährten sie sich noch kümmerlich, aber am dritten war nichts mehr übrig. Eine strenge Kälte fiel diesen Abend ein, und sie brachten die Nacht aufs erbärmlichste hin. Früh schickte der Vater seine Tochter aus, um einige Kohlen zu betteln, gab ihr seinen Segen, und schloß die Thüre hinter ihr zu. Lotchen war so glücklich, von einer benachbarten Magd einige zu erhalten, und eilte ihren erstarr-

ten Vater zu wärmen. Sie klopfte oft an der verschlossenen Thüre; aber niemand wollte sie eröffnen. Endlich wurde ihr bange, sie bat zwey Schustergesellen, die eben an der Treppe standen, ihr die Thüre eröffnen zu helfen. Diese sprengten die morsche Thüre entzwey, und sahen, daß der arme August sich an der Wand selbst erhangen habe. Lottchen schrie erbärmlich, die Schustergesellen giengen fort, und die Leute im Hause versammleten sich um die Trostlose. Das Gericht kam, fand's sehr verdächtig, daß der tode August am Kopfe eine Wunde habe, und alle erklärten ihn für ermordet, als sie fanden, daß er nicht hange, sondern kniee, daß sogar das Strumpfband an seinem Halse ganz locker war. Lottchen wurde in einer halben Stunde darauf ins Gefängniß geschleppt, und als man sie über die Gasse führte, so nannte sie das Volk eine Vatermörderinn. Doktors untersuchten den Leichnam ihres Vaters, und ihre Aussage kam mit der Bemerkung der Gerichtspersonen überein. Im Verhöre berief sich Lottchen auf das Zeugniß ihres Nachbars des Schusters. Er und alle seine Gesellen wurden vorgerufen, und alle schwo-

ren, daß sie bey Eröffnung der Thüre nicht zugegen waren. Sie wurde also durch Zeugen überwiesen, daß sie ihre Richter belügen und hintergehen wolle, und diese verdammten sie zur Folter.

Auf der ganzen, großen Welt war wohl nie ein unglücklicheres Mädchen, als Lottchen! Die ganze Nacht lag sie auf ihren Knien, ihr Gebet zu Gott war heiß und dringend; oft kämpfte Verzweiflung mit ihr, aber eben so oft erquickte sie Gottes Güte mit Trost. Am andern Tage wurde das Schlachtopfer wirklich zur Folterbank geführet, und nicht vermögend, solche Schmerzen zu ertragen, gestand sie alles, was ihre Richter zu wissen verlangten. Nicht wahr, du hast deinen Vater ermordet, um ihn nicht länger ernähren zu müssen? fragte sie der strenge Richter. Mit gegen Himmel gewandtem Auge, aus dem blutige Thränen träufelten, schwor sie, daß sie ihren Vater zärtlich geliebt hätte, und gerne ihr Leben aufopfern wollte, um ihn wieder zu erwecken. Als aber der Henker sie faßte, mit seinen grausamen Instrumenten in ihrem Fleische wüthete, da preßte ihr Todesangst auf alle Fragen ein Ja

ab. Ein Ja, das jedes nicht ganz gefühllose Herz für das lauteste Nein genommen hätte! Aber Ja sagte sie, und Ja wurde protokollirt. Warum denn nicht auch ihr Flehen nach Gottes Hülfe? Ihr ängstliches Gebet an den erbarmenden Erlöser, das aller Augen zu Thränen zwang, und in jedem Herze die Muthmassung erweckte: Lottchen müsse unschuldig seyn!

Bald darauf wurde ihr Urtheil gesprochen. Mit der heitersten, ruhigsten Miene hörte sie, daß ihr Kopf und Hand abgehauen, und ihr Körper aufs Rad geleget werden sollte. Der Geistliche brauchte sie nicht zu trösten, sie war schon getröstet. Mit Verlangen sah sie dem Tage ihres Todes, dem Ende ihres Leidens entgegen. Keiner von den vielen hunderten, die sie in ihren letzten Stunden besuchten, kann sagen, daß sie über das Urtheil ihrer Richter gemurret hätte, nur ihrem Beichtvater vertraute sie ihre Unschuld, und diesem bat sie, ihr Schicksal, nach ihrem Tode, ihrer Mutter zu erzählen.

Als sie die Todesglocke läuten hörte, so sagte sie: Das ist die Glocke, die mich zur Ruhe ruft! Wie die Wächter sie ab-

zuholen kamen, so stand sie schon an der Thüre. Schnell und freudig gieng sie die Treppe hinunter, als aber das ganze Volk sie weinend empfieng, so weinte sie mit. Wie sie auf dem Richtplatz kam, kniete sie nieder und betete still. Nach diesem sezte sie sich selbst auf den Stuhl, und bat, nicht länger zu zögern! Die ganze Menge schluchzte. Ich danke, sagte die Halbverklärte, ich bin euers Mitleids nicht unwürdig, und wenn Gott, vor dessen Throne ich itzt erscheine, ein gerechter Gott ist; so wird er früh oder spät meine Unschuld entdecken. — — Der Henker zukte das Schwerdt, und Lottchen war nicht mehr.

Noch rauchte der Richtplatz von ihrem unschuldigen Blute, als sich zwey athemlose Männer vor Gericht stellten. Es waren die zwey Schustergesellen, welche ihr die Thüre aufsprengen halfen. Sie wollten, erzählten sie, eben aus der Stadt fortwandern, und warteten im Vorhause auf einen Kammeraden, als Lottchen aus ihrem Zimmer trat. Sie bemerkten deutlich, daß der Vater ihr noch nachsah, und erst die Thüre verriegelte, als sie schon auf der Treppe war. Sie blieben in Lottchens Abwesen-

senheit im Vorhause stehen, und hörten in Augusts Zimmer einen starken Fall. Dies bewog sie, ihr die Thüre, als sie zurück kam, aufzusprengen, und sie fanden den Alten schon tod. Gleich darauf wanderten sie fort, weil ihr Kammerad kam, und sie noch an diesem Abend in einer benachbarten Stadt seyn wollten. Dort hatten sie die ganze Zeit gearbeitet, und gestern Abends Lottchens Geschichte und ihr Todesurtheil erzählen hören. Sie waren die ganze Nacht gelaufen, um die Unschuldige zu retten, und weinten bitterlich, als sie hörten, daß sie zu spät kämen. Sie beschworen ihre Aussage, und giengen traurig fort!

Am andern Morgen untersuchte man aufs neue, aber zu spät, das Zimmer des Augusts, und fand, daß an dem Platze, wo er starb, in der Höhe ein abgebrochner Nagel stack, der vermuthlich abbrach, als ihn August zu seinem Vorhaben wählte. Daher die Wunde am Kopfe, daher der gehörte Fall. Eben so wahrscheinlich war's, daß er von Verzweiflung, Hunger, Kälte und Fall schon beynahe tod war, als er am andern Nagel sein Vorhaben ausführte.

Das tode Lottchen wurde nun losgesprochen, und ihr Leichnam in der Stadtkirche begraben. Nie habe ich ein schöneres, aber auch nie ein traurigeres Leichenbegängniß gesehen!

Wenn ich ihrer Geschichte mich errinnere, so fange ich oft an, mit der Vorsicht zu rechten; aber wenn ich wieder nachdenke, so wird mir's einleuchtend und klar, daß Gott sie darum so unschuldig bluten ließ, um ihr dort den schönsten, herrlichsten Lohn ihrer kindlichen Liebe bereiten zu können.

Amaliens weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Ein Freund erzählte mir neulich, daß sie in der letzten, allgemeinen Theurung dürftig und elend in einem kleinen Städtchen gelebt hätte. Er selbst sah sie vor den Thüren Allmosen betteln, und hörte bey seiner Abreise, daß sie ohne alle Hülfe in der elendesten Hütte krank liege.

Sie hats an dem armen August, an ihrer unglücklichen Tochter verdient, und wohl ihr, wenn sie hier büßt, was sie dort nicht verantworten kann!

Frau F—.

Weinet nicht, sagte der sterbende F— zu seinen zwey Töchtern, wir werden uns einst wieder sehen! Ich sterbe ruhig, da ich euch eine zärtliche Mutter, und ihr Vermögen hinterlasse, euch gut erziehen zu können. Lebt wohl, aber nicht auf ewig! Lebt so, daß wir uns jenseits wieder sehen! Er starb, und seine Frau, seine Kinder trauerten lange um ihn, denn er war ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater! Sein hinterlassenes Vermögen bestand in baaren vierzig tausend Thalern, die er einem Edelmanne geliehen, und von ihm ein großes Rittergut zum Unterpfande erhalten hatte. Dieser starb bald darauf, das Gut wurde von den Erben verkauft, und Frau F— erhielt das ganze Kapital, mit diesem aber auch eine große Sorge zurück, wo und wie sie es mit Vortheil wieder anlegen könne! Der Vormund ihrer Kinder, viele andere Freunde riethen ihr, es in die Bank des Millionen reichen R— zu geben. Es ist dort so sicher, wie in einer öffentlichen Bank,

und R— ist so großmüthig, daß er jeder Wittwe, die ihr Geld bey ihm anlegt, sechs Prozente zahlt, so sagten alle, und Frau F— reiste selbst zu ihm. Nach langem Weigern, und blos zum Besten der unerzogenen Waisen, ließ er das Geld in seine Bank niederlegen. Frau F— dankte ihm für seine Güte, und kehrte froh und vergnügt zurück; denn ihre Einkünfte hatten sich um ein Drittheil vermehrt; sie konnte nun nicht allein ohne Nahrungssorge leben, sondern auch ihre Töchter anständig erziehen. Die Vorstellung der Freude, die sie einst im späten Alter an ihren Kindern zu erleben hofte, versüßte ihr den Verlust ihres theuern Gatten, und versprach ihr die heiterste Zukunft. Auch konnte sie diese mit Grund hoffen, denn das schöne Florchen war erst vierzehn Jahre alt, und exzellirte bereits in vielen weiblichen Künsten und Wissenschaften. Karoline, ein sanftes, sechsjähriges Mädchen, schien sie noch übertreffen zu wollen.

Nur drey Tage war Frau F— zu Hause, als sie einen Brief von ihrem Anwalde aus L— erhielt. Kaum hatte sie drey Zeilen gelesen, so sank sie ohnmäch-

tig vom Stuhle. Ihre Töchter bemühten sich umsonst, sie wieder zu erwecken, sie holten Nachbarn und Freunde zusammen, die sie endlich ins Leben ruften, und im entfallnen Briefe lasen, daß der reiche R— einen Bankrot von mehr als einer Million gemacht, und heimlich entflohen sey. Sie werden, schrieb der Anwald gleich Anfangs, als die lezte seiner Gläubiger, sehr wenig, und äusserst wahrscheinlich gar nichts von ihrem Kapitale zurückbekommen.

Ein langes halbes Jahr gieng vorüber, und Frau F— wußte noch nicht, ob sie von ihrem Kapitale etwas zurück erhalten würde. Endlich wurde sie nach L— zitirt, sie mußte, um die Reisekosten zu bestreiten, den Ueberrest ihres ganzen Vermögens, einige kleine Kostbarkeiten verpfänden. Als sie dort ankam, wurde ihrs gerichtlich publizirt, daß sie in die lezte Klasse der r—terschen Gläubiger versezt worden, und folglich keinen Heller zu erwarten habe. Die Unkosten des Prozesses, den sie gegen dieß Urtheil vergebens führte, raften vollends alles hin, was der guten Familie noch entbehrlich war, und die trostlose Mutter sah sich endlich genöthiget, ihre

Kinder

Kinder zu Fusse nach der Hauptstadt zu führen, weil sie dort Aussicht hatte, sich mit Stikken und Nähen das tägliche Brod zu verdienen. Auch gaben ihr einige Kaufleute etwas zu stikken, und als sie sahen, daß Frau F— nicht allein sehr sauber, sondern auch sehr fleißig arbeite, so mangelte es ihr nie an Bestellung, und sie konnte sich wenigstens des Tags einmal mit ihren Kindern satt essen. Florchen lernte bald auch stikken, und, wenn's nothwendig war, so saß sie an der Seite ihrer Mutter manche Nacht schlaflos.

Frau F— sah zwar, daß es möglich sey, sich und ihre Kinder auf diese Art zu ernähren; aber der Verlust ihres ganzen Vermögens, der elende Zustand, in den sie sich durch einen Bösewicht versezt fand, schmerzte sie tief. Keine Zeit, kein Trost konnte ihren Kummer lindern, sie weinte oft und viel bey ihrer Arbeit, die eine große Anstrengung der Augen forderte. Daher kam's, daß sie ein Jahr darauf wenig mehr sah, sich darüber noch mehr betrübte, und im zweyten ganz blind wurde.

Der Zustand eines Blinden ist ohnehin der schrecklichste in der Natur; aber

weit schrecklicher war er noch für die arme F—, die nun gewiß mit ihren Kindern ein Opfer des Hungers zu werden glaubte, weil Florchen in dieser Arbeit bey weiten noch keine Künstlerinn war, und Karoline nur ein Tuch säumen, oder einen Strumpf stricken konnte. Und doch war Florchens Verdienst bald weit ansehnlicher als sonst. Die ganze Familie konnte sich täglich zweymal an einen gedeckten Tisch setzen, und zur nöthigen Kleidung, zum Zinse lag immer etwas Geld bereit. Feurig und inbrünstig dankte die blinde Mutter dem Ewigen, für dessen Werk sie es hielt, daß man ihrer Tochter Arbeit so reichlich bezahlte. Aber bald darauf wurde sie sehr unruhig, denn sie hörte oft im Zimmer ein heimliches Gelächter, eine zwar leise, aber doch fremde Stimme und ungewöhnliche Tritte. Da ihr Verdacht immer stärker wurde, so examinirte sie einst, in Florchens Abwesenheit, Karolinen, und diese gestand endlich, daß sich öfters ein junger Herr ins Zimmer schleiche, mit Florchen schäckere, sie auch küsse! Ich hätte es ihnen schon längst gesagt, fuhr die Unschuldige fort, aber Florchen möchte dann mit mir zanken, und mir kein Zuckerwerk mehr mitbringen.

Die arme blinde Mutter raste und wüthete bey dieser Nachricht. Florchen, sagte sie, als diese nach Hause kam, du warst bisher mein einziger Trost, meine einzige Stütze, du hast mich und deine Schwester ernährt; aber verflucht sey der Bissen, den ich aß, wenn ihn nicht deine Hände erwarben, verflucht auch du, wenn — ich kann den Gedanken nicht denken — wenn du den einzigen Schatz, deine Unschuld liederlich verscherzest, der Blindheit deiner armen Mutter spottest, und vor ihrem Angesichte buhlest! Ist deine Liebe rein, sind seine Absichten schuldlos, warum verbergt ihr sie vor mir? Nur aus einem Verbrechen sucht man ein Geheimnis zu machen! Rede, wenn du dich vertheidigen kannst! — — Aber Florchen schwieg. Als es Nacht wurde, packte sie ihre Kleider zusammen, verließ — eine schreckliche That! — ihre blinde Mutter, ihre unerzogene Schwester. Umsonst bemühte sich Frau F— ihren Aufenthalt auszuforschen, denn alle Mühe war vergebens, und die trostlose Mutter mußte nun bey Fremden Hülfe suchen!

Sie ließ an alle Freunde und Bekannte schreiben, und bat flehend, ihr nur ein Plätzchen in ihrem Hause, und täglich ein Stückchen Brod für sich und ihr Kind zu vergönnen; aber viele entschuldigten sich mit eignem Unvermögen, und andere antworteten gar nicht. Die wenigen Kleider und Möbeln, welche Frau F— noch hatte, wurden nach und nach verkauft, und ein halbes Jahr nach Florchens Flucht war es so weit mit ihr gekommen, daß sie entweder Hungers sterben, oder betteln gehen mußte. Aus Liebe zu ihrer Karoline, die sie weinend um Brod bat, wählte sie das leztere. Sie ließ sich, nachdem sie zwey Tage Hunger gelitten, von Karolinen zum Thore hinausführen; denn sie war zu verschämt, um in der Hauptstadt, wo sie jeder in bessern Umständen kannte, Allmosen zu sammeln. Ein alter Hund, treuer wie das unnatürliche Florchen, war ihr einziger Gefährte; wenn sie ruhten, so leckte er dankbar ihre wunden Füsse. Im nächsten Dorfe speiste sie ein gutherziger Bauer. So zogen sie einige Monate im Lande herum, und aßen mit Thränen das bittere Bettelbrod. Als sie einst an einem schwü-

sen Sommerabende sich einem Dorfe nä-herten, klagte Karoline sehr über Mattig-keit und Kopfschmerzen, kaum konnte sie die erste Hütte erreichen, sank oft um, und vermochte nicht weiter zu gehen. Der Be-wohner dieser Hütte war ein armer Taglöh-ner; aber eben, weil er arm war, fühlte er auch fremdes Elend, und nahm die blin-de Mutter mit ihrem kranken Kinde willig in seine Wohnung auf. Karoline bekam die Blattern. Ihre Natur war zu sehr er-mattet, um sich in dieser gefährlichen Krank-heit selbst helfen zu können, und so starb sie am fünften Tage.

Zwey Stunden vor ihrem Tode bat das gute Mädchen ihre Mutter, nicht so sehr zu weinen. Soll ich nicht weinen, liebes, einziges Kind? Wenn du stirbst, wer wird mich leiten, wer mich führen? Ich, liebe Mutter, ich! Auch als Engel will ich vor ihnen hergehen, sie auf allen ihren Wegen begleiten, vor jedem kleinen Steinchen sie warnen! Weinen sie nur nicht! Ich werde sie nicht verlassen! So sprach die sterbende Karoline, und schied in der gewissen Hof-nung von ihrer Mutter, daß sie auch nach ihrem Tode sie leiten und führen könne!

Ver-

Verzweiflungsvoll und schrecklich jammernd saß nun Frau F— an der Seite ihres todten Kindes. Ich will mit meiner Karoline begraben werden, sagte sie oft, und nie etwas anders! Ihr gutherziger Wirth erzählte die ganze Begebenheit dem Pfarrer und Schulzen. Der erste begrub Karolinen unentgeldlich, und der leztere ließ die trostlose Mutter zu sich kommen. Nach langen Fragen, Antworten und Berathschlagungen mit den Gemeindältesten ward endlich beschlossen, daß man die alte Blinde als eine fremde Bettlerinn auf die gewöhnliche Art von Ort zu Ort nach ihrer Heymath schicken wolle. Ein Bauer führte sie nach dem nächsten Dorfe, von wo sie ihrer Heymath immer näher geleitet wurde.

Am dritten Tage brachte man sie in ein Dorf, wo ihr der Schulze zu warten befahl, weil man eine sehr kranke Person, wenn sie gebeichtet und kommuniziret hätte, auch den nämlichen Weg transportiren werde. Ihr verliert nichts bey diesem Verzuge, denn ihr könnt fahren, anstatt, daß ihr izt zu Fusse gehen müßt! Frau F— antwortete nichts; denn sie beobachtete seit Karolinens

Tod

Tod ein tiefes Stillschweigen, und ward nach einer Stunde mit der Kranken auf einen Wagen gesezt. Im Fahren winselte und jammerte die Kranke sehr. Dies machte die Frau F— aufmerksam.

Frau F—. Was fehlt euch, meine Liebe? Euer Jammer thut meinen Ohren weh! Ich glaubte nicht, daß auf der Welt mich noch etwas rühren könne! aber ich hatte einst eine Tochter (hier rollten große Tropfen aus ihren blinden Augen) die jammerte auch so rührend, so durchdringend, wie ihr! Wäre ich nicht blind — — —

Die Kranke. (sammlete alle ihre Kräfte, und richtete sich in die Höhe) Sie eine Tochter? Sie blind? (sie genau betrachtend) Gott im Himmel! Jesus Christus erbarme dich meiner!

Frau F—. Was ists? Was will — — — diese Stimme?

Die Kranke. O ich Elende! Gott, du strafst hart! Ich! Ich! — — Erfinden sie neue Flüche! O Jesus, dies noch vor meinem Ende!

Frau F—. Du wärst? Du bist vielleicht! — —

Die Kranke. Ja, ich bin das Ungeheuer! verließ Mutter und Schwester! Ich bin Florchen!

Frau F—. (freudig) Gelobt sey Gott! der mir meine Linna raubte, und nun mein Florchen wieder schenkt! O sey mir willkommen! Wo bist du? Wo liegst du? Rede, daß ich dich umarmen, an deinem Halse dir vergeben kann. (sie ergrief ihrer Tochter Hand, und zog sie zu sich.)

Florchen. Rühren sie mich nicht an! Jedes meiner Glieder leidet Höllenpein! Mein Hauch ist vergiftet. Lassen sie mich los! O könnten sie sehen, sie würden solch ein Scheusal von sich stossen. Und doch — O könnten sie sehen, sie würden Mitleiden, Erbarmen mit mir haben!

Frau F—. Sey ruhig Florchen! Du weißt nicht, wie viel eine Mutter vergeben kann. Ich will dich warten, dich pflegen, und bist du wieder gesund, so sollst du mich leiten und führen! Ich habe seit deiner Flucht Bettelbrod gegessen, es schmeckt sehr bitter; aber gerne will ich es noch länger essen, wenn nur du bey mir bleiben, mir einst meine blinden Augen zudrücken willst!

Florchen.

Florchen. Gerne, gerne, liebe, theuerste Mutter! Aber das Maaß meiner Sünden ist voll, ich muß erscheinen, um Rechenschaft zu geben! Wahrscheinlich überlebe ich den heutigen Tag nicht, und morgen bin ich gewiß nicht mehr.

Sie fieng nun an ihre Geschichte zu erzählen: Ein Kaufmannsbursche floh mit ihr aus der Hauptstadt, und ließ sie zu L— im äussersten Elende sitzen. Sie bettelte sich bis B—, wo sie in das Haus einer Kupplerinn gerieth, und dort ein Abscheu der Ehrbaren, ein Mädchen der Freude wurde. Schon nach Verlauf eines Monats fühlte sie die Folgen ihrer unnatürlichen Lebensart, sie entdeckte sich ihrer Wirthin, und ward, wie gewöhnlich, aus dem Hause gejagt. Der Hunger zwang sie, auf der Gasse ihre Lebensart fortzutreiben, und ihr Uebel stieg bald auf einen solchen Grad, daß sie nicht mehr zu gehen im Stande war. Die Polizeiwächter fanden sie in einem Winkel der Gasse liegen, und nach vorhergegangnen Examen wurde sie, gleich ihrer blinden Mutter, von Ort zu Ort nach ihrem Geburtsorte geführt.

Nur ein Mutterherz, das weichste und empfindsamste in der ganzen Natur, kann sich den Schmerz, das Leiden der armen F— vorstellen! Sie schrie zu Gott um Hülfe, um Erbarmung; aber der Unerforschliche in seinen Rathschlüssen hörte sie nicht, und als sie im nächsten Dorfe ankamen, hob man ihr Florchen, ihre erst wiedergefundne Tochter, tod vom Wagen.

Noch hörte Frau F—, daß man ihrem Kinde kein Plätzchen auf dem Kirchhofe vergönnen, und sie ohne Sarg hinter der Mauer einscharren wolle; aber mehr hörte sie nicht, ihre Sinne verliessen sie, und das heftigste hitzige Fieber wüthete in ihrem Körper. Ohne Bewustseyn brachte man sie nach G—, dem ehemaligen Wohnorte ihres Mannes.

Einige ihrer Freunde, die sich oft an ihrem Tische satt gegessen hatten, gaben eine sehr kleine Summe her, für welche sie der Hirte des Orts in Verpflegung nahm. Ihre Wartung war die elendeste, ihre Speise die schlechteste, und doch konnte sie nach sechs Wochen wieder das Bette verlassen, und an den Bänken der Stube allein herumgehen.

Bald darauf kam der Wirth mit der Botschaft nach Hause, daß ihre Freunde zu ihrer Unterhaltung nichts mehr hergeben, und die Gemeinde sie auch nicht versorgen wolle. Sie sagen alle, fuhr er fort, es wäre Geld genug da gewesen, und wenn man's nicht liederlich durchgebracht hätte, so dürfte man im Alter nicht darben.

Frau F— weinte die ganze Nacht bitterlich. Gebt euch zufrieden, sagte ihr Wirth am Morgen, ich will euch nicht aus meiner Hütte verstossen, ihr könnt hier wohnen, so lange ich lebe; und zu euerm täglichen Unterhalte kann ja auch noch Rath werden. Geht die Woche ein oder zweymal betteln, giebt man Fremden, so wird man euch auch etwas geben! Heute ist Allmosentag, versucht's einmal, mein kleiner Bube wird euch führen. Vom Herzen gerne, sagte der kleine Jakob, nahm ihre Hand, und leitete sie langsam zur Hütte hinaus. Führe mich nach der Kirche, lieber Jakob! sagte Frau F—. Sie kamen dort an, aber die Kirche war verschlossen, und die arme Blinde betete auf der Schwelle eine ganze Stunde. Wie sie aufstand, so sagte sie: Hier muß ja ein Teich in der Nähe seyn?

„Ja!

„Ja! gleich dort unten!„ Führe mich hin! „ Was wollt ihr denn dort machen?„ Will nur meine Füsse ein wenig waschen!„ Nun da sind wir! Sezt euch nieder!„ Sie bückte sich, und fühlte mit der Hand nach dem Wasser. Darauf gieng sie einige Schritte zurück, machte sich von ihrem Führer los, und sprang sehr geschwind hinein. Der Knabe lief weinend zu seiner Mutter, ehe diese es ihren Nachbarn erzählte, ehe Anstalt getroffen wurde, vergieng eine ganze Stunde, und erst nach drey Stunden fand man die Tode.

Ihr alter Hund, den ich oben schon erwähnet habe, war der einzige, der ihrer Leiche folgte, er winselte, als man sie mit Erde bedeckte, und hungerte sich auf ihrem Grabe zu tode.

Ist euch, empfindsame Seelen, dieses treue Thier nicht lieber, nicht verehrungswürdiger, als jene Menschen, welche die arme F— verhungern liessen?

Lieutenant von —

Erst vor kurzen erhielt einer unsrer größten Menschenfreunde, der Graf — zu B— folgenden Brief:

Euer Exzelenz! Ich bin der Unglücklichste, der Elendeste unter den Sterblichen, bin es ohne meine Schuld, ohne das Bewustseyn eines Verbrechens! Um Sie vom beyden zu überzeugen, will ich Ihnen mein Unglück treu erzählen, und erhalte ich dann ihre Hülfe nicht; so sind Sie nicht der Menschenfreund, für welchen Sie die ganze Stadt erkennt, so sind Sie eben so gefühllos, wie alle Uebrige Ihres Gleichen, die an vollen Tafeln schwelgen, im Ueberfluße sich mästen, und des Armen vergessen.

Eine schwache Beschreibung meines Elends, meines gränzenlosen Jammers.

Hier sitze ich schreibend an einem elenden Tische. Der Frost hat meine Fenster dick überzogen, und raubt mir auch das einzige, was ich nicht bezahlen darf, das noth-

nothwendige Licht. Vergebens suche ich mich gegen den kalten Nordwind, der durch große Ritze herein dringt, zu schützen! Ein alter zerrißner Mantel ist der Ueberrest aller meiner Kleider, und wollte ich diesen umhängen, womit würde sich meine liebe, aus Elend und Hunger kranke Frau bedecken? Zu meinen Füssen sitzen vier hofnungsvolle Knaben, und ein sanftes, schönes Mädchen! Sie haben nichts als ein zerrißnes Hemdchen an, nur dem kleinsten unter ihnen hat die selbst frostleidende Mutter ihren Rock umgehangen, in welchen er sich einzuhüllen sucht. Ein Topf voll erbettelter Kohlen steht in ihrer Mitte, sie halten ihre erstarrten Hände darüber, mit denen sie mich, wenn sie solche nur ein wenig biegen können, wechselweise zupfen, und leise ein Stückchen Brod fordern, das ich ihnen nicht geben kann. Dort im Winkel, am kalten Ofen, liegt die beste, theuerste Frau, die Gattinn des Aermsten unter der Sonne. Sie wünscht weinen zu können; aber die Säfte ihres Körpers sind verdrokket, sie hat keine Thränen mehr! Sie kann nur seufzen; aber sie weis, daß ihre Seufzer mir herzangreifend sind, und unterdrückt

sie sorgfältig. Gewiß eine schreckliche Lage! Aber noch nicht genug! Eben tritt der Jude ein, welcher mir in meinen bessern Tagen dreyßig Gulden lieh, die ich schon zweymal als Interesse zurückzahlte, und, wie ich kein Geld mehr hatte, durch öfteres Zuschreiben bis auf achtzig vermehrte. Er droht, mich heute noch ins Gefängniß werfen zu lassen, meine Kinder klammern sich weinend an meine zitternden Kniee, und meine Frau seufzt laut! Mit vieler Mühe habe ich ihn überredt, nur bis morgen zu warten; aber morgen muß ich zahlen. Ich? Zahlen? Und habe heute nicht einmal Brod für meine Kinder, füttere mich selbst nur mit bittern Thränen, die ich von meiner holen Wangen lecke.

Verzweiflung kämpfte schon lange mit mir, aber nie so stark. Ich liebe mein Weib, ich lebe in meinen Kindern, doch wenn ich diese soll Hunger sterben sehen, so suche ich selbst den geschwindesten Tod.

Euer Exzelenz kennen nun meinen schrecklichen Zustand, aber Sie sollen auch erfahren, wie ich unglücklich geworden bin: Mein Vater war ein armer Edelmann, der mir nichts als das Wörtchen von hinter-

ließ, welches mich verhinderte, ein ehrliches Handwerk zu lernen. Ehe er noch starb, kam ich in die Kriegsdienste des Fürsten —. Seine Truppen giengen dazumal eben nach —, ich war unter ihnen, und nach fünf Jahren Krieg, wurde ich Lieutenant. In den Winterquartieren zu —, lernte ich meine Frau kennen. Wir liebten uns, so bald wir uns sahen. Sie war schön, tugendhaft; aber arm wie ich, und nur durch kräftige hohe Fürsprache erhielten wir die Erlaubnis, uns zu heurathen. Noch zwey Jahre stand ich im Dienste des Fürsten, lebte mit meiner Frau vergnügt und zufrieden. Der Krieg gieng zu Ende, und ich bekam mit vielen andern Offizieren den Abschied. Mit den besten und rühmlichsten Zeugnißen versehen, reiste ich von einem Hofe zum andern, suchte Dienste und fand keine. Endlich kam ich hieher, erhielte schöne Versprechungen, herrliche Aussichten, aber nach und nach wurden meine Gönner kalt, meine Aussichten verschwanden, und ich fühlte zu spät, daß ich zu leichtgläubig war. Um diese vereitelten Aussichten abzuwarten, mußte ich das Entbehrliche meiner Habseligkeiten verkaufen.

Um

Um nicht auch das Unentbehrliche zu verlieren, schrieb und zeichnete ich nun um Lohn, meine Frau stikkte und nähte; aber unsre Arbeit und der Lohn selbst war so sparsam, daß wir kaum das trockne Brod gewannen, und oft hungerten, damit unsre Kinder essen konnten. Die gewöhnliche Folge des Elends, eine schwere Krankheit warf mich aufs Lager. Mich zu retten, zu pflegen, verkaufte meine Frau alles, was wir noch hatten, und ich stand als Bettler wieder auf. Kurz nachher legte sich auch meine Frau, sie bekam ein hiziges Fieber, und ich mußte das Bette, worauf sie lag, verkaufen, um ihr nur die nothwendigsten Medikamente zu reichen. Mit Schaudern denke ich noch an den schrecklichen Augenblick, als sie nach einer langen anhaltenden Phantasie mich und ihre weinenden Kinder zum erstenmale wieder erkannte, sich in den rührendsten Ausdrücken über ihr hartes Lager beschwerte, und mich weinend um ein Stückchen Bette bat. Schon ist seit dieser Zeit ein Jahr verflossen, und noch kann sie ihr Strohlager nicht verlassen, denn es fehlt ihr an Kraft und Stärke, und wie kann ich sie

laben?

laben? wie stärken? Ich habe nichts als ein Stückchen Brod, das sie nicht zu beissen, eine elende Suppe, die sie nicht zu schlucken vermag. Um ihr einst eine kräftige Speise, nach der sie so sehnlich verlangte, reichen zu können, schnitt ich mein langes Haar ab, und verkaufte es dem Perückenmacher um einen Gulden. Dankend fiel sie mir um den Hals, da sie aber den Verlust meiner Haare bemerkte, konnte sie für Jammer nicht essen, und meine Kinder labten sich damit.

Oft schon bin ich betteln gegangen; aber wenn ich den Vorübergehenden anreden soll, so versagt mir meine trockne Zunge den Dienst, und ich bebe zurück. Allen Reichen, allen Großen habe ich schreibend mein Unglück vorgestellt, hie und da etwas weniges, von vielen nichts erhalten.

Ich wende mich an den Einzigen, den ich noch nicht flehend bat, der aber, wie mir alle sagen, der größte Menschenfreund seyn soll. Ich bitte ihn um Hülfe, um Erbarmung. Wie mir zu helfen ist, weis ich selbst nicht; aber wenn noch Hülfe für mich übrig ist; so erwarte ich sie von Ew. Exzelenz.

Ich wohne —, und Euer Exzelenz können sich von der Wahrheit meiner Beschreibung noch heute überzeugen lassen. Die Zeugniße meines Wohlverhaltens werde ich morgen, wenn ich um Antwort komme, selbst überbringen, und erhalte ich keine Hülfe, so — — Doch ich will nicht drohen, denn wenn Sie mein Unglück nicht rührt, wenn Sie mir nicht helfen wollen; so wird es Ihnen sehr gleichgültig seyn: Ob ich in Gesellschaft meiner Frau und Kinder Hunger sterbe, oder, um den Jammer nicht zu erleben, mich selbst ermorde.

Meine fünf Kinder knieen itzt auf mein Geheiß nieder, und rufen Gott an, damit er Ihr Herz erweiche. Er, der die Bitte der Unschuldigen so gerne hört, der die jungen Raben nicht verhungern läßt, wird doch auch meiner Kinder Flehen erhören. Ich bin ꝛc.

Graf — wurde äusserst gerührt, als er diesen Brief las, und gieng verkleidet in die Wohnung des Armen. Er fand sein Elend noch größer, noch schrecklicher, beschenkte die Kleinen, damit die unglückliche Familie sich heute noch satt essen könne, und eilte, ohne sich entdeckt zu haben, fort.

Unter-

Unterwegs beschloß er Vater und Retter der Armen zu werden, entwarf sogar einen herrlichen Plan, mit welchem er am andern Morgen den Unglücklichen überraschen, und auf immer glücklich machen wollte.

Beym Soupee befahl er allen seinen Bedienten, daß sie morgen früh einen armen Mann, der sich — nenne, sogleich melden und vorlassen sollten, und gieng froh schlafen, weil er sich Morgen einen fröhlichen Tag machen, und Menschen beglücken wollte.

Aber ein Befehl, den er selbst vor einigen Monaten seinem Portier gab, und widerrufen zu lassen vergaß, vereitelte seine Absicht. Um den guten Grafen in kein falsches Licht zu setzen, will ich die Ursache dieses Befehls erzählen:

Es wurden in seinem Hause einige Sachen vom Werthe gestohlen, den Thäter zu erfahren, und ungegründeten Verdacht abzuwenden, befahl er seinem Portier, keinen Bettler oder schlecht gekleidete Personen ins Haus zu lassen, und ihnen am Thore die Gabe zu reichen, die sie sonst im Vorzimmer bekamen. Der Portier war ein Mann, der einst als Soldat gedienet, und die er-

hal-

haltene Ordre streng zu erfüllen gelernt hatte. Wie also am andern Morgen, der in einem zerrißnen Mantel gehüllte Lieutenant — zum Grafen gehen wollte, so wurde er durch den Portier sogleich angehalten, und abgewiesen.

Lieutenant — fragte zweymal: Ob der Graf diese Begegnung ausdrücklich befohlen habe, und als es jener bejahte, so nahm er die Gabe nicht an, die man ihm reichte, und gieng weinend fort.

Unterdessen erwartete ihn der edle Menschenfreund mit Sehnsucht, und ließ sich endlich beym Portier nach ihm erkundigen. Dieser raportirte den Vorfall, und der Graf eilte sogleich aufs neue nach des Lieutenants — Wohnung. Er fand Frau und Kinder zu Hause, die ihren Vater mit Ungeduld erwarteten. Der Graf schickte sogleich Boten nach ihm aus, aber alles Nachforschen war vergebens, und erst nach zwey Tagen fanden ihn die Fischer, welche am Ufer Eis sammleten, tod im Fluße.

Vermuthlich glaubte der Unglückliche, daß ihm der Graf nicht helfen wolle, und stürzte sich, um nicht in dem Gefängniße zu schmachten, oder seine Kinder Hunger sterben zu sehen, in den Fluß.

Mit dem größten Troste, mit der besten Aussicht in die Zukunft wurde der trostlosen Gattinn ihres Mannes Tod hinterbracht, aber diese Trauerpost griff ihr ohnehin geschwächtes Herz zu stark an, und in einer Woche folgte sie ihrem Gatten nach.

Die Kinder dieser beyden Unglücklichen läßt itzt der Graf sehr gut, sehr edel erziehen. Sieht sie oft, und sieht sie nie, ohne ihrem armen Vater eine Thräne zu schenken.

Armer, Unglücklicher, wenn du in meinem Büchlein hie und da vielleicht Stoff zum Menschenhaß, zur Verzweiflung findest, so verzweifle ja nicht! Sollte dir dein Unglück zu groß, dein Elend zu schrecklich dünken, du nirgends Trost, nirgends Hülfe erblicken, so denke an den unglücklichen Lieutenant —, der eben da verzweifelte, als seine Hülfe am nächsten war. Gott, dessen Geschöpf du bist, wird dich gewiß retten, oder selbst zu sich berufen! Und ists nicht schöner, nicht herrlicher, wenn du vor seinem Throne freudig ausrufen kannst: Ich habe bis an mein Ende gerungen und ritterlich gekämpft, als wenn du mit gesenktem

senktem Haupte gestehen mußt: Ich habe selbst, ich habe an deiner Barmherzigkeit verzweifelnd, mein Leben geendiget. Deine Belohnung wird im ersten Falle herrlich seyn, da du im andern nur Gnade, nur Vergebung erwarten kannst.

Um diesen für die Menschheit so wichtigen Satz mehr zu bestätigen, will ich noch eine Geschichte erzählen, deren Wahrheit ich verbürge:

Marquis E— war der Erbe einer Million, und flüchtete wegen einem unglücklichen Duelle aus seinem Vaterlande. Er kam bis W— in P—, fand seine Börse erschöpft, und schrieb an seine Familie um Beystand; aber diese, welche die Folgen seines Fehlers büssen mußte, war aufgebracht wider ihn, und blieb unerbittlich. Seine Noth vermehrte sich immer stärker, er bat dringender und rührender, und erhielt leere, harte Antworten. Endlich wagte er es zum letztenmale, seinen Freunden sein ganzes Elend zu schildern, versank in tiefe Melancholie, und beschloß, wenn seine Bitte nicht erhöret würde, sein unglückliches Leben zu endigen.

Ehe er noch ganz dürftig, ganz unglücklich war, besuchte er oft das Haus einer reichen, adelichen Wittwe, deren Schönheit ihm rührte, die er bald im Stillen anbetete, und die es, auch stillschweigend, sehr gerne sah, daß der junge, schöne Mann sie liebenswürdig fand.

Als Kummer und Elend ihn aus ihrem Hause entfernten, suchte diese sorgfältig die Ursache seiner Entfernung zu erfahren, und entdeckte bald seine äusserste Dürftigkeit.

Unglück verschönert den geliebten Gegenstand, und so beschloß die Dame, ihm ewig zu lieben, und sich nächstens mit ihm zu verbinden. Aber sie kannte seine äusserste Delikatesse, wußte aus verschiednen mit ihm gehabten Gesprächen, daß er nie seiner künftigen Gattinn sein Glück verdanken wolle. Sie kam daher auf den Gedanken, ihm nach und nach durch unbekannte Briefe eine ansehnliche Summe zu senden. Um dies recht glaubwürdig zu machen, schickte sie einen Brief, in dem ein Wechsel mit tausend Dukaten lag, auf die Post, und bat, solchen, als wäre er von

Ferne eingelaufen, dem Marquis E— zu überreichen. Der Marquis erhielt diesen wichtigen Brief mit zwey andern Briefen von seiner Familie. Unbekümmert, was der erste enthalten könne, rieß er die zwey andern auf, deren Hand ihm bekannt war. Er fand aufs neue eine abschlägliche, drohende Antwort, und schoß sich, ohne den dritten Brief zu lesen, die schon geladene Pistole vor den Kopf.

Seine dortigen Freunde fanden ihn tod, lasen mit den eröffneten auch den uneröffneten Brief, und bedauerten vergebens seinen zu raschen Entschluß.

Die edle Dame erfuhr bald den Tod des Marquis E—. Trostlos und rasend entdeckte sie allen ihre Absicht und Liebe, ließ ihren Geliebten prächtig beerdigen, und trauert mit gleichem Schmerze schon Jahre lang um ihn.

Selbstmörder aus Ehrgeiz.

Major L—.

Wenn du dies thust; so sollst du heute bey Tische an meinem Platze sitzen! Wenn du deine Lektion gut lernst; so muß dir Karl dreymal die Hand küssen! Wenn du französisch reden kannst, so bekömmst du einen schönen Degen! So sagte Frau L— immer zu ihrem Sohne, und war dann gewiß, daß der Knabe nicht eher spielte, nicht eher im Garten herumsprang, als bis er ihr Verlangen erfüllet, und sich einen schönen Degen oder einen Handkuß verdient hatte. Oft erzählte Frau L— ihre Erziehungsmethode andern Müttern, und prieß sie als die beste an; aber die Betrogne dachte nicht, daß sie dadurch den Saamen des Ehrgeizes in ihres Sohnes Herz säete, zwar anfangs sein Glück, aber auch nur zu früh seinen Fall gründete.

Er selbst bestimmte sich zum künftigen Rechtsgelehrten, weil man sich in diesem Fache der Wissenschaften zum Hofrath, wohl gar zum Minister empor schwingen könne. Wie er auf die Universität kam, fand er dort viele geschickte Leute, aber sein Ehrgeiz übertraf sie bald, und seine Professoren nannten ihn den fleißigsten, den besten ihrer Studenten. Dies schmeichelte ihn Anfangs, wie er aber nach vollendeten Studien einigemal um einen Dienst anhielt, und Dummköpfe ihm vorgezogen wurden, so verdroß es ihn heftig. Ich bin nicht gebohren, nicht erzogen, schrieb er damals seiner Mutter, die Füsse der Großen zu lecken, und die Schleppe ihrer Maitressen zu küssen. Meine Verdienste, meine Talente müssen mich empfehlen, und nicht tiefe Bücklinge. Ich geh nach — in den Krieg, dort kann ein ehrlicher Kerl sich hervorthun, und Ehre einernden.

Ohne Antwort zu erwarten, reiste L— fort, ließ sich zu F— anwerben, zeigte in drey Aktion ausserordentliche Tapferkeit, und war, wie er nach D— in die Winterquartiere reiste, schon Fähndrich. Der

reiche

reiche Graf G— gab einst allen Offizieren einen Ball. Seine Tochter war eine der größten Schönheiten, und tanzte vortrefflich. Fähndrich L— machte dem stolzen Vater darüber einige Komplimente. Ja, sagte dieser, sie tanzt wie ein Engel, aber auch nur ein Fürst wird ihre Hand erhalten. Ein Fürst nicht, aber ich, murmelte der Fähndrich seinem Freund in die Ohren, und bewarb sich von dieser Stunde an um die Liebe der jungen Gräfinn. Diese liebte ihn bald zärtlich und heftig. Ehe der Feldzug begann, entführte er sie nach B—, wo er sich mit ihr auf ewig verband, aufs neue Kriegsdienste nahm, und sich in einem Jahre bis zum Hauptmanne empor schwang, auch zur Belohnung seiner besondern Bravour den Orden *pour le merite* erhielt.

Zu seinem innersten Verdruße wurde kurz darauf Friede. Er kam in die Residenz zu stehen; dort hatte er das Glück, sich mit seinem sterbenden Schwiegervater zu versöhnen, der ihm schriftlich alles verzieh, und sein einziges Kind, seine geliebte Tochter noch einmal zu sehen wünschte. Sie

reiste

reiste schnell nach D—, traf aber ihren Vater schon auf dem Paradebette an, und kam als Erbin von mehr als einer halben Million zurück.

Glücklich wäre L— gewesen, wenn er dem Bitten seiner Frau nachgegeben, und quittiret hätte, aber er verabscheute den Gedanken, ewig ein Landjunker, und, wie er sich ausdrückte, ein Krauthütter zu werden.

Nach drey Jahren war L— ältester Hauptmann, und ließ sich schon vom Schneider die Staabsoffiziersuniform anmessen, als er den Tod des Majors erfuhr; aber der erste Minister und Günstling des Fürsten bat sich diese Charge für seinen Neffen aus, und der Fürst war so gnädig, sie ihm zu versprechen. L— stand wie vom Donner gerührt, als er auf dem Paradeplatze diese Neuigkeit erfuhr. Er eilte nach dem fürstlichen Schlosse, und ließ sich melden.

Fürst. Was wollen sie, lieber Hauptmann?

Hauptm. L. Die Rettung meiner Ehre!

Fürst. Wer hat diese beleidigt?

Hauptm. L. Ein elender Bube, oder — was ich nicht glauben kann — Euer Durchlaucht selbst!

Fürst. Ich? Und wie?

Hauptm. L. Erlauben mir Euer Durchlaucht nur zwey Fragen!

Fürst. Fragen Sie.

Hauptm. L. Ist Major M— wirklich gestorben?

Fürst. Ja.

Hauptm. L. Wer erhält seine Charge?

Fürst. Ich habe sie, glaub ich, dem Neffen meines Ministers R— versprochen.

Hauptm. L. Also wirklich! Und ich?

Fürst. Sie? Ach es ist wahr, sie sind ältester Hauptmann!

Hauptm. L. Ja, das bin ich! Bins mit Ehren geworden, dies beweisen meine Narben, dies bezeugt der von Euer Durchlaucht erhaltne Orden, und nun soll ein wohlriechender Hasenfuß, ein vielahnigter Windbeutel dem Manne mit Narben und Orden vorgezogen werden?

Fürst. Sie werden beleidigend.

Hauptm. L. Ich rede mich vielleicht um meinen Kopf; aber er ist mir itzt das entbehrlichste Ding, und steht Euer Durchlaucht zu Diensten.

Fürst. Ich habe ihn noch nicht gefordert! (geht unwillig auf und ab) Und was wollen Sie denn thun, wenn Sie nicht Major werden?

Hauptm. L. Mit diesem Degen hier Rechenschaft von dem Räuber meines Eigenthums fordern.

Fürst. Ich soll also wohl gar mit ihnen duelliren?

Hauptm. L. Das habe ich nie gedacht, nie gesagt! Ich kenne die Linie, die zwischen mir und dem Monarchen gezogen ist, sie wird mir stets heilig seyn, und züchtigen wollte ich den Kühnen selbst, der sie zu überschreiten wagte; aber der Neffe des Ministers muß mir Genugthuung geben.

Fürst. Warum dieser? Was kann er dafür?

Hauptm. L. Der Heuchler, der nicht mit eignen Verdiensten auftreten und selbst bitten kann, küßt seinem Onkel demüthig die Hand, damit dieser die gute Laune des

besten Fürsten abpasse, und eine Stelle für ihn erhasche, die er nicht verdient, die der jüngste Fähndrich des Regiments eher fordern kann als er. Hätte der Mann brav gethan und Narben aufzuweisen, so wollte ich, weis Gott, gerne weichen, aber mir einen solchen vorgezogen zu sehen, das — das! — Erlauben Euer Durchlaucht, daß ich mich entferne und ausführe, eh ich meinen Verstand verliere.

Fürst. Bleiben sie, ich habe sie beleidigt, und ich will's mit ihnen ausmachen. Sind sie zufrieden, wenn ich Ihnen die erste vakante Majorsstelle verspreche?

Hauptm. L. Euer Durchlaucht, ich bitte um meinen Abschied.

Fürst. Die Ursache?

Hauptm. L. (hitzig) Weil ich dem Fürsten nicht länger dienen kann, ganz aufrichtig gesprochen, nicht länger dienen will, der mir die vom Rechtswegen gebührende Charge nimmt, und die kommende erst als eine Gnade verspricht. Wenn mir meine Ehre das Warten erlaubte, so wäre ich nicht gekommen, hätte nicht Vorstellung gemacht.

Fürst. Sie nehmen's auch gar zu genau. Der Neffe soll warten, bis ihn die Reihe trift. Sie sind Major!

Hauptm. L. Ich danke Euer Durchlaucht, daß sie mir Recht wiederfahren ließen.

Er gieng, ward Major, und jeder bewunderte seine Kühnheit, lachte aber auch heimlich den Neffen des Ministers aus.

Möglich ist's, daß der Fürst wegen L—s Betragen doch ungehalten, oder, was ich lieber glauben will, eben übler Laune war, als er im Frühlinge Revüe über das Regiment hielt, unter welchem L— als Major stand, denn als dieser zu kommandiren anfieng, und eine kleine, nichtsbedeutende Unordnung entstand, so befahl ihm der Fürst hinter die Fronte zu reiten, und kommandirte selbst das Regiment, welches nun trefflich exerzirte. Herr Major, führen sie das Regiment nach Hause, sagte der Fürst am Ende, und jagte fort.

L— führte sein Regiment, ohne ein Wort zu reden, nach der Stadt, und ließ es im Schloßhofe aufmarschiren. Dies machte natürlich Aufsehen, man meldete es

sogar dem Fürsten, der verwundernd in Erker trat. Euer Durchlaucht, rief ihm der Major entgegen, haben vor dem ganzen Regiment meine Ehre aufs grausamste beleidigt, es ist also billig, daß ich solche auch in dessen Gegenwart räche. (Hier zog er eine Pistole aus seinem Sattel, und schoß sie hinter sich in die Luft.) Diese gehörte für Euer Durchlaucht! (Itzt nahm er die andre) Diese aber für mich! Nun schoß er sich mitten durch den Kopf, und stürzte, ohne ein Wort mehr zu reden, tod vom Pferde. Ich war zu heftig, sagte der erschrockene Fürst, eine Thräne quoll aus seinem Auge, und eine lange, anhaltende Melancholie trat an die Stelle seines sonst rosenfarbnen Humors.

L— liebte seine Frau und seinen Sohn aufs zärtlichste, äusserst zu verwundern wars also, daß er nicht vorher diese sprach; aber wahrscheinlich glaubte er, daß sie seinen Entschluß wankend machen würden, den er doch, seiner Denkungsart gemäß, ausführen mußte.

Der Fürst ließ der Frau L— viele Entschuldigungen sagen, und die schönsten Anträ-

träge machen, wenn sie an seinem Hofe bleiben wollte. Aber stolz wie ihr Gemahl antwortete sie nicht einmal darauf, führte die Leiche ihres Gatten auf ihre Güter, und trauerte bis an ihr Ende auf seinem Grabe.

Pater Aemilian.

Die Geschichte, welche ich itzt erzähle, ist allgemein bekannt. Jeder Anekdotenkrämer weis sie auf die possierlichste Art zu erzählen, und erzählt sie nie, ohne sich von seinen Zuhörern mit lauten Gelächter belohnt zu sehen. Aber ich wette, daß feyerliche Stille im Kreise des Spaßmachers herschen, im Auge des Empfindsamen eine Thräne glänzen wird, wenn ich hinzutrete, und das tragische Ende derselben erzähle. Dieses ist wenigen bekannt, und ich habe es aus dem Munde eines Redlichen, dem der gute Pater Aemilian nahe verwand war. Väter und Mütter! Euch lege ich diese Geschichte ans Herz! Prüft, wenn ihr sie leset, die Erziehungsart eurer Kinder!

der! *) und ihr, die ihr Gewalt in Händen habt, untersucht, eh ihr verdammt!

Nicht fern von einer großen Hauptstadt lag das Landgut des Barons —. Er haßte den verschwenderischen Aufwand der Großen, kam selten nach der Stadt, und genoß das Erbe seines Vaters in häuslicher, stiller Ruhe. Wenn auch Geiz die Triebfeder dieser Lebensart war, so ist er doch im polizirten Staate eher zu dulden, als mancher Baron, mancher Graf, der jährlich viele Tausende, oft Tonnen Golds auf die elendeste Art verschwendet, den bittenden Armen durch die Räder seines vergoldeten Wagens mit Koth bespritzt. Im Schwelgen und Prassen, des größten Geschenkes seines Schöpfers, des Lebens nicht froh wird, und endlich kraft und marklos stirbt, damit seine Kinder sich als Bettler introduziren können.

Die

*) Mein Herz schlägt allemal stärker, wenn ich diese Saite berühre. Ich sammle schon seit geraumer Zeit Erziehungsanekdoten, und werde sie einst gewiß bekannt machen. Staunen wird der Edle, und sie für unwahrschein-

Die Familie des Barons bestand aus seiner Gattinn, einer einzigen Tochter, und aus einem alten, rechtschafnen, gutherzigen Kapuziner, den ich darum mit unter die Familie zähle, weil er von ihr wie ein Kind geliebt, wie ein Vater geehrt wurde. Er war aller Rathgeber und Beichtvater. Jeder im Hause nannte ihn Herr Vater, und wer ein Anliegen zu entdecken hatte, der kam zu ihm. Er diente gern und willig, besuchte ringsumher die Kranken, und sprach tröstend mit den Armen, dem er nicht zu helfen vermochte. In Gesellschaft war er aufgeweckt, munter, oft auch lustig; aber er vergaß nie die Würde seines Amtes, das man in ihm verehren mußte. Vor sechs Jahren hatte ihn der Baron als Schloßkaplan aus dem Kloster beruffen, und seine tägliche, einzige Pflicht war, in der Kapelle Messe zu lesen.

Eh

---

scheinlich halten. Aber zittert, unnatürliche Väter! Zittert ihr Buhldirnen, die ihr den Namen einer Mutter schändet. Ich will euch so kenntlich züchtigen, daß ihr euch wenigstens schämen müßt, wenn ich euch auch nicht bessern kann.

Eh ich weiter erzähle, muß ich meine Leser auch mit dem Karakter der Uebrigen bekannt machen: Der Baron war im weitesten Verstande des Worts genommen, ein ehrlicher, aber ein roher, unwissender, stolzer Landjunker. Er hatte hohe Begriffe von seinem Adel, dessen ächte Vorzüge und wahren Verdienste er nicht kannte. Die Verbesserung seines Guts, und eine genaue Wirthschaft war sein einziges Augenmerk, seine einzige Beschäftigung. Nach dem Tode seines Vaters fand er sein Erbe mit Schulden belastet. Er hörte, daß Fräulein — dreyßigtausend Gulden im Vermögen habe, und nahm sie, als er sich nach der Sicherheit dieses Kapitals genau erkundigt hatte, zur Frau. Diese war vom ihrer frühsten Jugend an im Kloster erzogen worden, in diesem lernte sie die Welt als einen abscheulichen Sündenpfuhl kennen, und wurde auf dem einsamen Landgute keines andern überführt. Sie las täglich sechs Stunden im Gebetbuche, zerrte die übrige Zeit den Rosenkranz herum, und quälte den armen Kapuziner die Woche dreymal mit ihren Gewissenszweifeln.

Bey der Geburt des einzigen Kindes dieser Ehe, übernahm die Mutter die Pflege und Erziehung desselben. Das Mädchen wurde allen Gnadenbildern des ganzen Landes verlobt, wuchs mit Skapuliren und Amuleten behängt auf, lernte in Pater Kochems Himmelschlüssel lesen, und war im sechszehnten Jahre roher, unwissender, dummer als das ärmste Mädchen ihres Dorfs. Auch ihre Aussenseite, an der doch sonst jede Mutter herumzupft, wurde ganz vernachlässigt. Sie wußte — um die Verwunderung aller Mütter zu erregen — nicht einmal ein Kompliment zu machen.

Einst versammlete sich diese Familie im Speisezimmer. Alle waren da, nur die gnädige Frau fehlte. Endlich trat sie im Gesichte glühend unter Kreuzigen und Segnen ein:

Baron. Was fehlt dir, mein Kind?

Baronin. Ach heiliger Anton von Padua! Heilige Mutter Anna! Heiliger Florian behüte und bewahre unser Haus!

Baron. Tausend Element! Brennt's? Schock schwere Noth! *) Wo brennts?

---

*) Wenn ich itzt und künftig diese Personen redend einführe, so kann sich jeder, dem's be-

Baronin. Ach es brennt nicht! Aber weit was ärgers! Weit was schrecklichers! —— Stell dir nur vor!

Baron. Was ists denn? So rede ins ———

Baronin. Ich sitze eben in meiner besten Andacht im Kabinete. Die Stubenmagd räumt zusammen, auf einmal fällt sie vor mir nieder, und gesteht mir frey und frech, daß sie schon im neunten Monat schwanger sey. Ich sollte mich ihrer erbarmen, sagte sie, mich des armen Würmchens annehmen; aber ich stieß sie gleich mit dem Fusse von mir, und befahl dem Jäger, sie aus dem Schlosse zu jagen.

Baron. Hast recht gethan! Zuletzt müßte ich den Balg noch ernähren! Hab der armen Leute auf meiner Herrschaft so genug!

Pater Aemil. Aber was wird das arme Mädchen nun anfangen?

Ba-

---

hagt, das öftere Anruffen der Heiligen von der Baroninn, das zur Gewohnheit gewordene Fluchen des Barons selbst hinzudenken. Ich will nicht ärgern, nicht spotten, sondern den Misbrauch nur rügen.

Baronin. Mag sie auf dem Miste krepiren! Sie werden mir doch nicht zumuthen, daß ich sie noch länger im Hause dulden soll! Ich machte mich ja fremder Sünden theilhaftig! Dafür bewahren mich alle Heiligen in Gnaden! Nein, mit einer solchem Sünderinn mag ich nicht länger unter einem Dache wohnen!

Pater Aemilian schwieg, denn er hatte schon öfters, sie eines bessern zu belehren, vergebens versucht. Nach der Tafel schlich er sich fort, und suchte die Verstoßne auf. Er fand sie vorm Schloße, wo sie weinend ihre Habseligkeiten, die man ihr nachgeworfen, zusammsuchte. Er sprach mit ihr warnend und tröstend, und führte sie nach einem nahen Dorfe, wo ein gutherziger Bauer sie bis zu ihrer Niederkunft aufnahm. Ein armes Weib vertrat nachher Ammenstelle bey dem neugebohrnen Kinde, für welche der edle Pater bey empfindsamen Seelen die Bezahlung sammlete. Der Vater dieses Kindes, ein Bedienter des Barons, wurde auch aus dem Schloße gejagt, aber der seltne Kapuziner verschafte ihm durch sein Vorwort einen bessern Dienst bey einer benachbarten Herrschaft, und hat-

te bald das Vergnügen, die Verirrten auf ewig zu verbinden.

Fräulein Therese hatte mit offnem Munde und starrem Auge bey Tische ihrer Mutter zugehört. Sie verstunde von allem, was gesagt wurde, sehr wenig, und schlich Nachmittags, als die Mutter im Kabinete betete, zur Kammerjungfer, die eine alte Jungfer, und was die Sache sehr verschlimmert, ebenfalls eine Betschwester war. Fräulein Therese bat sie mit aller ihr eignem Einfalt, ihr doch zu erklären: Wie man schwanger werden könne? Die Alte nahm allerhand Ausflüchte, weil aber die Neugierige immer weiter in sie drang, und sie unaufhörlich quälte, so gab sie ihr folgende unsinnige Erklärung: Ein Mädchen wird schwanger, wenn es einen Mann gähnen sieht; und ihm sogleich nachgähnt.

Fräul. Therese. Aber das ist ja keine Sünde?

Kammerj. Die größte, erschrecklichste Sünde für ein unverheuratetes Mädchen. Fliehen sie ja alle Männer wie die Pest, denn, wenn man ihnen zu nahe kömmt, so kann es einem leicht geschehen.

Fräul.

Fräul. Therese. Aber Euer Gnaden *) Papa und Euer Gnaden Mama dürfen gähnen?

Kammerj. Ja! Sie sind vom Priester eingesegnet. Als der gnädige Papa und die gnädige Mama vor sechszehn Jahren miteinander gähnten, da wurde die gnädige Mama schwanger, und da kamen sie auf die Welt. Aber, Fräulein, hüten sie sich ja für diesem Unglücke. Sie sehen itzt das traurige Beyspiel an Käthen. Ich habe die Elende oft genug gewarnt, aber sie wollte doch nicht folgen! Nun hat sie's! Wenn ihnen so etwas geschähe! Papa und Mama würden für Jammer sterben!

So schnackte die Alte noch lange fort, und Fräulein Therese versprach, sich recht in Acht zu nehmen. Sie floh auch von dieser Zeit an alle Männer, und sprach mit keinem.

Acht Wochen nach dieser Geschichte fiel ein Marienfest ein. Fräulein Therese mußte nach dem Beyspiel der Mutter sehr oft, und vorzüglich an diesen Tagen zur Beichte gehen. Sie erwachte diesmal ungewöhnlich

früh,

*) Die einzige Spur einer adelichen Erziehung.

früh, und, um bald frühstücken zu können, eilte sie auch so früh zur Beichte. Denn sie wußte, daß Pater Aemilian schon die Bauern des Dorfs absolvirte. Sie beichtete bald, und als sie nach erhaltener Absolution im Heraustreten dem Pater Aemilian die Hand küssen wollte, so gähnte der zu früh aufgestandne Kapuziner, Fräulein Therese, die im gleichen Falle war, gähnte ihm so gleich nach. Kaum hatte sie diese unwillkürliche Bewegung bemerkt, so stand sie wie vom Blitze getroffen da, eilte endlich auf ihr Zimmer, und weinte bitterlich. Denn sie glaubte sich nunmehr ganz gewiß schwanger! Durch sechs Wochen schmachtete sie so in Angst und Sorgen, und vertraute niemanden ihren Kummer, denn ihre einzige Freundin, die alte Kammerjungfer, war kurz vorher gestorben.

Vater und Mutter wurden endlich auf die äusserste Melancholie, auf die rothgeweinten Augen ihrer Tochter aufmerksam. Die Mutter nahm sie in ihr Kabinet, und fragte bald bittend, bald drohend, nach der Ursache ihres Kummers. Lange weigerte sich Therese, als aber die Mama ihr alles und jedes, was sie immer verbrochen

hätte,

hätte, zu verzeihen versprach, so gestand sie ihr: daß sie schwanger sey. Schwanger? schrie die erstaunte Mutter, und von wem? Vom Pater Aemilian! Vom Pa = ter Ae = mi = lian! lallte die Mutter nach, und stürzte ohnmächtig vom Stuhle! Kaum hatte sie sich wieder erholt, so eilte sie, ihrem Gemahl die schreckliche Neuigkeit mitzutheilen. Dieser wollte es nicht glauben, eilte selbst zu seiner Tochter, und hörte aus ihrem eignen Munde das nämliche Geständniß. Nun wüthete und raste er! Pater Aemilian wurde sogleich aufgesucht, aber er war von einigen benachbarten Freunden geladen worden, und folglich nicht zu Hause.

Der Baron beschloß in der Wuth, den unerhörten Frevel aufs strengste zu ahnden. Seiner Tochter Ehre nicht zu schonen, um nur Rache an dem Kapuziner nehmen zu können! Er schickte sogleich einen reitenden Bothen nach dem Syndikus eines benachbarten Städchens ab, und bat ihn, in einer höchst wichtigen Sache morgen mit dem früheſten bey ihm zu erscheinen. Dieser hatte ihm einst einige Prozesse glücklich geendet, und sollte nun auch diesen über-

neh-

nehmen. Die Baroninn war unfähig zu handeln, und lag halb tod auf dem Bette. Ihre unschuldige Tochter wurde ins Zimmer versperrt, und duldete im Stillen.

Abends um zehn Uhr trat der gute Pater sehr aufgeräumt und lustig ins Zimmer des Barons. Verwundernd sah er, daß ihm dieser nicht dankte. Endlich fragte er ihn nach der Ursache seiner ausserordentlichen Wildheit.

Baron. Und sie können noch fragen? Sie ehrloser, abscheulicher Mann! Es ist alles entdeckt! Alles verrathen!

Pater. Was verrathen?

Baron. Aber so wahr Gott über mir ist, so wahr ich Baron — heisse! Ich will mich gewiß rächen, und soll ich mein ganzes Gut, mein Haab und Vermögen verprozessiren, so müssen sie doch zwischen vier Mauern bey Wasser und Brod ewig gefangen sitzen!

Pater. Ich? Was hab ich denn verbrochen?

Baron. Sagt ihnen ihr Gewissen nichts?

Pater. Wenig, worüber ich einen Vorwurf, nichts, worüber ich solche Vorwürfe verdiente!

Baron. So will ich's ihnen sagen! Sie haben mich auf das grausamste beleidigt, sie haben meiner ganzem Familie einen unauslöschlichen Schandfleck angeheftet, sie haben mein einziges Kind verführt!

Pater. Ich? Ihr Kind?

Baron. Ja, sie haben meine Tochter geschwängert!

Pater. Ich alter, acht und funfzigjähriger Mann? Ich? Ihre Tochter? — — Ah, nun merk ich's erst, sie wollen spassen! Aber solch ein Spaß! — —

Baron. Elender Pfaffe! ich spasse nicht! Machen sie nicht, daß ich mich an ihnen vergreife, denn das wünschten sie vielleicht, damit ich mein Recht verlöhre! Wie wollen, wie können sie's läugnen, da sie's selbst gestanden hat?

Pater. Sie selbst? Gestanden?

Baron. Ja! Mir, ihrer Mutter und allen, die zugegen waren! Doch, zu was des vielen Geschwätzes! Ich dachte mir's im voraus, daß sie's hartnäckig läugnen, ihr Alter, ihre Würde vorschützen würden, aber, bey Gott! nichts soll sie schützen! Und soll ich ihr Bekenntniß durch die Folter erzwingen, so glauben sie sicher, daß

ichs

ichs durchsetze, und durchzusetzen im Stande bin.

Pater. Herr Baron, ich halte ihre Reden nicht mehr für Scherz, sonst müßte ich sie für unsinnig halten! Aber wenn sie nichts erwägen, nichts untersuchen wollen, so bedenken sie doch wenigstens mein Alter! — —

Baron. Eine kahle Ausflucht! Mein Vater war sechszig alt, als er mich zeugte!

Pater. So sey es ihnen bey meiner priesterlichem Würde, bey dem Gott, den ich täglich opfere, geschworen! Ich bin ganz unschuldig an ihrer Tochter Verbrechen, und ich begreife nicht einmal, wie sie so etwas von mir sagen kann, da ich sie doch stets ermahnte, auf dem Wege der Tugend zu wandeln!

Baron. O spielen sie nicht obendrein den Heuchler! Ihre Worte passen nicht zu ihren Handlungen! Wer die Diebe beschützt, ist selbst ein Dieb!

Pater. Ich verstehe sie aufs neue nicht!

Baron. Haben sie sich nicht neulich der Hure im Stillen angenommen? Glauben sie, daß es mir verborgen geblieben ist? Ernähren sie nicht noch itzt ihren Bankert? Ich will nicht urtheilen, aber — —

Pater. Was ich der Gefallenen that that ich aus Menschenliebe, aus Erbarmen! Erbarmt sich Gott selbst des Sünders, warum soll ich, sein Diener, dem erhabnen Beyspiele nicht folgen?

Baron. O ich weis, daß sie ein recht guter Prediger sind, aber bey mir predigen sie sich nicht los. Ich habe schon alles dem Syndikus L— berichtet, der wird morgen früh herkommen, und bey diesem werden sie mit ihren Entschuldigungen nicht auslangen.

Pater. Sie haben also wirklich schon meine Ehre, meine Würde, meinen Orden gebrandmarkt?

Baron. Das habe und das werde ich! Diese Nacht berichte ich die ganze Sache ans Konsistorium und an ihren Guardian. Ich verlange noch heute Arrest auf ihre Person, und die äusserste Genugthuung! Von meinem Gute sollen sie öffentlich weggeführt werden. Alle Bauern will ich zusamm rufen, damit sie sehen, was ich für eine Schlange in meinem Busen ernährt habe.

Pater. Herr Baron, ich bitte sie um Gottes Barmherzigkeit willen, überlegen sie wohl, was sie thun! Sie bringen mich

alten Mann zur Verzweiflung, denn solche unverdiente Schande kann ich nicht ertragen. Lassen sie mich wenigstens mit ihrer Tochter reden.

Baron. Morgen! Morgen soll sie es ihnen im Gegenwart eines geschwornen Notarius ins Gesicht sagen, und ich will dann sehen, ob sie's noch läugnen werden.

Pater. So untersuchen sie wenigstens, eh sie mich so entsetzlich beschimpfen, den Zustand ihrer Tochter genauer. Sie muß krank, sie muß närrisch seyn, wenn sie so etwas sagen kann.

Baron. Feine Wendungen! Recht gute Advokatenpfiffe! Aber sie gelten bey mir nichts! — — Gehen sie nur auf ihr Zimmer!

Pater. (weint) Können sie die Thränen eines alten Mannes, eines Priesters, ihres Freundes, ihres Beichtvaters nicht überzeugen?

Baron. Weine, Schlange, weine, ich lasse mich nicht rühren!

Pater. Kan ich Sie denn auch nicht bewegen, nur zu warten, nur kalt zu untersuchen? Ich bin unschuldig, aber wenn sie so mit mir verfahren wollen, so bleibt

meine Ehre immer gebrandmarkt, wenn ich auch in der Folge unschuldig befunden werde. Die Feinde unsers Standes mehren sich täglich, jedes Auge sucht Fehler und Gebrechen an uns zu entdecken, und wenn solch eine Geschichte unter die Leute kömmt, so bleibt sie in ihrem Munde ewig wahr, ich ewig der Schuldige und die Zielscheibe ihres Spottes! Nur kalte, genaue Untersuchung ist — — —

Baron. Was soll ich mehr untersuchen! Meine Tochter hats gestanden, würde es gewiß nicht sagen, wenns nicht wahr wäre! Denn dies Geständniß vermehrt, aber vermindert nicht ihr Verbrechen. Meiner Tochter Ja gilt hier mehr, als ihr tausendfaches Nein! Was soll ich also untersuchen.

Pater. So warten — —

Baron. Stille! Ich mag nicht länger mit ihnen hadern! Gehen sie auf ihr Zimmer! Heute will ich sie noch beherbergen, aber morgen wird ihnen schon ein anders Logis angewiesen werden. — — Daß sie sich übrigens nicht etwann einfallen lassen, entfliehen zu wollen! Meine zwey Jäger warten schon im Vorzimmer, sie werden

sie in ihr Zimmer führen, und diese Nacht vor ihrer Thüre wachen!

Pater. Auch diesen Leuten ist meine Ehre schon preiß gegeben! Ueberlegen, bedenken sie doch nur — —

Baron. Fort, ich will nichts mehr hören!

Pater. Gott verzeih es ihnen, daß sie mich alten Mann zum äussersten bringen.

Er gieng. Die beyden Jäger folgten ihm wirklich, und wachten vor seinem Zimmer. Um zwölf Uhr rief er beyde hinein, und fragte sie: Ob sie es selbst gehört hätten, daß Fräulein Therese dies ihrem Vater bekannt hätte? Sie bejahten es, und als er sie nochmals fragte, so betheuerte es einer von ihnen bey seiner Seligkeit! Er entließ sie, und sperrte bald darauf die Thüre zu.

Früh kam der Syndikus an. Der Baron erzählte ihm die ganze Geschichte. Wir müssen, sagte der erste, sogleich das Fräulein summarisch verhören, um den Pater aus den Nebenumständen überzeugen zu können. Das Fräulein wurde geruffen, die Baroninn war auch zugegen.

Ich übergehe die ersten Fragen des Syndikus, und führe nur folgende an:

Syndikus. Sie sind also schwanger?

Fräul. Therese. Ja!

Syndikus. Von wem?

Fräul. Therese. Vom Pater Aemilian!

Syndikus. Wo geschah die That?

Fräul. Therese. In der Kapelle!

Baron. (aufschreyend) In der Kapelle!

Baronin. (seufzend) In Gegenwart aller Heiligen!

Syndikus. Wenn und um welche Zeit?

Fräul. Therese. Am vergangenen Marienfeste, früh um sechs Uhr!

Baron. Da müssen ja schon Leute in der Kapelle gewesen seyn!

Fräul. Therese. Freylich! Das ganze Dorf!

Syndikus. An welchem Orte in der Kapelle geschah es also?

Fräul. Therese. Gerade vorm Beichtstuhle.

Syndikus. Aber wie ist denn das möglich?

Fräul. Therese. Je nun! ich beichtete bey ihm, und wie ich ihm nach der Beichte die Hand küßte, so gähnte er, und ich gähnte den Augenblick drauf auch!

Syndikus. Nun weiter!

Baron und Baronin. Weiter!

Fräul. Therese. Nun da wars geschehen, und weiter weis ich nichts!

Nach langen Fragen und Antworten fand sichs denn endlich, daß die alte Kammerjungfer an der ganzen Verwirrung schuld, Fräulein Therese nichts weniger als schwanger, und der gute Aemilian ganz unschuldig sey!

Die Freude der Eltern war ganz ausserordentlich, und man eilte lachend dem Pater Aemilian um Verzeihung zu bitten, und die Freude mit ihm zu theilen.

Seine Thüre war verschlossen. Nach langen vergeblichen Klopfen und Bitten sprengte man sie endlich ein, und fand den gekränkten alten Mann tod an seinem Bette hängen. Er hatte sich mit dem Stricke seines Ordenkleides, das er stets mit Ehren trug, ermordet. Ein Kruzifix stack in seinem Busen, und der sechste Psalm lag aufgeschlagen auf dem Tische.

Neuer, gerechter Schmerz bemächtigte sich nun des ganzen Hauses. Alle trauerten um den guten Pater, und Fräulein Therese konnte sichs auch in ältern Tagen nicht verzeihen, daß sie einst die unschuldige Ursache seines Todes war.

Die Beweggründe zu diesem Selbstmorde liegen in den Entschuldigungen, die der arme Unglückliche dem tobenden Baron machte. Er sah, wo er hinblikte, nichts als Schande! Bestand Fräulein Therese auf ihrer Aussage; so war ewiges Gefängniß die leichteste Strafe, die er sich denken konnte. Kam endlich seine Unschuld nach langer Untersuchung am Tag, so gieng er doch allen zum Aergerniß, zum Hohngelächter herum. Denn jeder würde seine Unschuld für verdächtig, die Wahrheit aus Ehrfurcht gegen seinen Stand für unterdrückt gehalten haben. Er eilte also in der Verzweiflung, seinem Leben ein Ende zu machen, aber er eilte zu früh, und traute in diesem unglücklichen Augenblicke nicht auf die Hülfe des Ewigen! des Gerechten! des Allwissenden!

Nimm du dir wenigstens, künftiger Unglücklicher, diese Geschichte zum warnenden Beyspiele, und präge dir's felsenfest in dein Herz, daß Gott den Gerechten nicht verläßt! Will er dir in dieser Welt nicht mehr helfen, so wird er dich selbst rufen, selbst deine Tage enden, und dann hast du — welche herrliche Aussicht! vollkommnen Anspruch auf seine Gerechtigkeit.

Martin Hause, Bösewicht und Selbstmörder.

Vor kurzem kamen die Bewohner des Marktflekens M— bey ihrer Landesregierung bittend ein, daß man doch ihrer Obrigkeit untersagen möchte, sie wegen geringer Verbrechen nicht mehr in das schrekliche Martinsloch zu sperren. Der Fürst, menschlich und gütig, schickte sogleich einen Regierungsrath als Kommißair dahin, welcher das Gefängniß untersuchen, und nach Befinden der Wahrheit versperren sollte. Dieser kam dort an, fragte nach dem bürgerlichen Gefängniße, und man zeigte ihm ein Zimmer, ganz reinlich und sauber, kurz ein Gefängniß, welches mancher, auch nicht ganz Arme sich zur Wohnung wünschen würde. Aufgebracht über das lügenhafte Anbringen, versammlete er am andern Morgen die ganze Bürgerschaft, und war Willens ihnen ihre Lüge streng zu verweisen; aber sie entgiengen diesem Verweise, weil der Aelteste

teste der Bürger sogleich antwortete, daß sie wider das Zimmer gar nichts einzuwenden hätten, wenn nur nicht der böse Martin hier sein Wesen triebe, der viele bey Nacht schon so geängstigt habe, daß sie am hitzigen Fieber gestorben wären.

Der Kommißair ließ sich den Ursprung dieser Geschichte erzählen, und erfuhr von der Obrigkeit des Orts, daß vor langen Jahren, wie noch vorhandne Akten bewiesen, nahe an diesem Zimmer ein Erzbösewicht mit Namen Martin in einem Loche gesessen, von diesem erzähle man, daß er noch alle Nächte hier herum wandle.

Die Thüre dieses Lochs gieng ins Zimmer. W—(so hieß der Kommißair) befahl, sie mit Gewalt zu öffnen, weil der Schlüßel dazu schon lange verlohren gegangen war. Er fand eine Grube, in der ein Mensch weder stehen, noch sitzen oder liegen konnte. Aengstlich fragte der Menschenfreund, ob hier je ein Bürger gefangen gesessen; aber sie selbst verneinten es, und baten ihn nur, auch dies Zimmer zu versperren, weil Furcht ärger als die Folter martere. Eure Bitte sey gewährt, sagte der Kommißair, ich bestärke euch zwar in einem falschen Wahne,

denn unmöglich kann ein Bösewicht nach seinem Tode Macht haben, hier auf Erden herum zu wandeln; aber ich wills bey unserm guten Fürsten verantworten, der auch mit Bösewichtern Mitleiden hat, und noch weniger will, daß geringe Verbrechen mit Todesangst bestraft werden! Heil dem Lande, wo der Fürst so denkt, und seine Räthe so sprechen!

W— ließ sich darauf die Akten reichen, um mit dem bösen Martin näher bekannt zu werden, und las folgende schreckliche Geschichte, die ich aus seinem Munde habe, und zur Beherzigung aller Richter erzähle:

Zu L—, in der Gerichtsbarkeit M—, lebte im funfzehnten Jahrhunderte ein Bauer. Seine Nachbarn nannten ihn den Glücksmichel, weil er ein ansehnliches Gut, und zwey Töchter hatte, deren Schönheit man in der ganzen Gegend bewunderte. Siebenzehn Jahr war die älteste seiner Töchter, als sie schwanger wurde. Das Gericht ließ sie, nach Sitte damaliger Zeit, sogleich vor sich fordern, um von ihr den Thäter zu erfahren, der dann mit ihr Kirchenbusse thun sollte.

Agatha schwur, daß sie keinen Mann erkannt habe, zwar seit fünf Monaten eine grosse Veränderung an ihrem Körper fühle; aber weiter nichts zu bekennen wisse. Sie wurde bis zum freywilligen Geständnisse im Arreste behalten, oft verhört und nie eines andern überführt. Endlich kam sie nieder, und nun beschlossen die Richter, nach der Strenge mit ihr zu verfahren. Den Tag zuvor schmaußten sie nach alter, hergebrachter Gewohnheit bey dem Pfarrer. Dieser, ein rauher und bigotter Mann, sagte unter andern, als man von Agathen sprach: Ich fürchte, daß bey ihr eine Blutschande obwaltet, denn wie ich das Kind taufte, so bemerkte ich deutlich, daß es seinem Großvater sehr ähnlich sah, und sicher ist dieser der Ehrenschänder seiner eigenen Tochter, darum will und wird diese nichts bekennen! Die Richter fanden dies nicht unwahrscheinlich und legten am andern Tage, nach dem Rathe des Pfarrers, Agathen die Frage vor: Ob nicht ihr eigner Vater, auch Vater ihres Kindes sey? Diese erstaunte darüber, stotterte, als sie antworten sollte, und dies Erstaunen, dies Stottern nahmen die Richter als ein halbes Bekänntniß an.

Nur um das Formale zu beobachten — denn man glaubte der Sache schon gewiß zu seyn, — verhörte man Michels Nachbarn. Diese antworteten auf die vorgelegten, sehr verfänglichen Fragen, daß Michel stets eine besondere Liebe gegen seine Töchter gezeigt, sie oft in vieler Gegenwart geherzt und gekost habe, und überdies noch mit ihnen in einer Kammer schlafe. Diese Aussage, Agathens Erstaunen und Stottern, wurde nun von den Richtern aufs neue erwogen, und sie fanden Beweis genug, um die Angeklagte durch die Folter zum Bekäntniß zu zwingen.

Agathe betheuerte zwar auch noch auf dieser die Unschuld ihres Vaters, als man sie aber immer und stärker zu martern fortfuhr, so bekannte sie schaudernd, daß ihr Vater auch Vater ihres Kindes sey. Die Richter frohlokten, die Hartnäkige doch zum Geständniß gezwungen zu haben, und sezten den armen Michel sogleich ins Gefängniß.

Das gute, gefolterte Mädchen ward am andern Morgen tod gefunden. Sie starb also unter den entsezlichsten Schmerzen, ohne Beystand, ohne Hülfe! Niemand stand ihr in ihren Todesnöthen bey, keine mitleidige

Seele

Seele sprach ihr Trost zu! Gott der Güte und der Gerechtigkeit, ihre Belohnung muß jenseits groß und herrlich seyn! Agatha war nun, nach dem juristischen Ausdrucke, auf ihr Bekänntniß gestorben, und Michel wurde, non confessus sed convictus, aus großer Gnade als ein Blutschänder drey Tage lang an den Pranger gestellt, bekam dann den Staupenschlag und wurde des Landes verwiesen. Seine jüngere Tochter bekam seine Güter, und trauerte im Stillen um ihre Schwester, um ihren im Elende herumirrenden Vater.

Ehe noch die ganze Geschichte vergessen war, kam Michels Vetter vor Gericht, und zeigte an, daß seine Base Elisabeth (so hieß Agathens jüngere Schwester) seiner Frau allerhand bedenkliche Umstände vertraut habe, aus denen man deutlich schliessen könne, daß sie mit ihrer Schwester im nämlichen Zustande sey. Auch habe er einst früh, wie er auf den Acker gefahren, den landesverwiesenen Michel aus seinem Hause und nach der Gränze eilen gesehen. Die Richter verboten sogleich dem Ankläger, niemanden von seiner gemachten Anzeige etwas zu sagen, und sanden Kundschafter aus, um auf Micheln

cheln zu lauern. Am Morgen des dritten Tags erwischte man ihn auch wirklich, wie er mit seiner Tochter aus dem Hause schlich. Die bey ihr gefundnen Sachen bewiesen deutlich, daß sie auf immer mit ihrem Vater entfliehen wollte; als man nun noch obendrein fand, daß sie wirklich schwanger war; so blieb den Richtern kein Zweifel übrig, Micheln abermal für den Vater des Kindes zu halten. Wie man ihn verhörte, so sagte er: Es ist wahr, ich wollte meine Tochter, mein einziges Kind nach S. . . führen, um sie nicht auf der Folterbank quälen zu lassen. Sie ist schwanger, aber wie sie es geworden, weis sie eben so wenig als ich! Gewiß geht hier etwas Uebernatürliches vor! Ich allein bin strafbar, denn ich habe sie zu dieser Flucht beredt, bin öfters, eurem Verbothe zu wieder, um mein Kind zu sehen im Lande gewesen. Nehmt mir mein Leben, ich wills gerne aufopfern, aber um des Blutes Christi willen schont dieser Unschuldigen, denn sie hat mir vorm Kruzifixe geschworen, daß sie nicht einmal eine fremde Mannsperson geküßt habe, und nicht wisse, wie sie zu diesem Unglücke gekommen sey!

Die Folter, sagte ein Richter, soll euch schon den Mund öffnen, und nach einigen Tagen wurde Michel wirklich gefoltert. Der standhafte Vater litt die heftigsten Schmerzen, das bewieß sein Jammern, sein Flehen, aber er duldete es um seines Kindes willen und überstand alle Grade, welche grausame Tyrannen zur Marter der Menschen ersonnen haben, ohne etwas anders zu gestehen. Unbekannt mit der väterlichen Liebe, glaubten die Richter, Michel müsse zauberische Künste verstehen, und mit dem Teufel einen Bund haben, sie wanden sich daher an Elisabethen und versprachen ihr vollkommne Verzeihung, wenn sie gutwillig bekennen wolle. Ich bin noch jung, sagte das gute Kind, und möchte noch gerne leben, wenn ich aber durch Lügen mein Leben retten, und einen so guten Vater unglücklich machen soll; so will ich gerne sterben! Macht mit mir, was ihr wollt! Gott wird mir beystehen!

Aber man achtete nicht auf ihre Rede, und schleppte sie gleich ihrem Vater zur Folter.*)

---

*) Gewiß noch schwanger! Guter Gott, ich danke dir inbrünstig, daß ich in einem Zeit-

Jede ihrer Nerven wurde gespannt, jedes ihrer Glieder verrenkt, tausendfältiger Schmerz wüthete in ihr, und sie schwieg! Als aber Todesangst ihre Sinne schwächte, Leben und Tod in ihr kämpften, da preßte die donnernde Frage des Richters ihr ein Ja ab, und ihr Mund schloß sich auf ewig! Tod wurde sie von der Folter genommen, und gleich ihrer Schwester, auf den Schinderanger begraben.

Nun waren zwey Personen mit dem Bekänntniße gegen Micheln gestorben, nichts konnte ihn mehr retten, und er wurde bald darauf als Blutschänder zum Feuer verdammt. Standhaft gieng er zum Tode, und dankte Gott, daß er zu seinen Kindern übergehe. Viele aus der Gemeinde schenkten dem guten Michel eine Thräne, viele glaubten sogar, daß er unschuldig gestorben sey.

Der Pfarrer, mit dessen Karakter ich meine Leser schon bekannt gemacht habe, hörte einst diese menschenfreundliche Meynung seiner Bauern, und verwieß sie ihnen am folgenden Feyertage scharf auf der

alter lebe, wo Richter der Menschen auch Menschen seyn müssen!

der Kanzel. Ihr versündigt euch an Gott, sagte er, wenn ihr diesem Blutschänder und Bösewicht das Wort redet! Ich bin von der Wahrheit seines Verbrechens so sehr überzeugt, daß ich zur Bestättigung derselben heute den Kelch darauf trinken will, und zum schnellen Tode müsse er mir gereichen, wenn Michel mit seinen schandlosen Töchtern unschuldig starb. Diese merkwürdigen Worte erzählen die Akten, und setzen hinzu, daß der Pfarrer nach dem Genusse des Kelchs plözlich krank geworden, und schon am andern Tage gestorben sey. Jeder Bürger und Bauer in der ganzen Gegend glaubte nun steif und fest, daß Michel unschuldig sey. Wo sie sich versammleten, wo sie mit einander sprachen, da gedachten sie auch des guten Michels. Sie besuchten oft den Plaz, wo er verbrannt wurde, und setzten ein Kreuz darauf. Die Mädchen wahlfahrteten häufig nach dem Grabe seiner Töchter, und beweinten die Unschuldigen.

Der Jäger im Dorfe war einer der eifrigsten Vertheidiger des toden Michels, denn er hatte vorher immer gute Freundschaft mit ihm gepflogen, und oft im vertraulichen Gespräche die langen Winter-

aben-

abende durchplaudert. Er trauerte daher noch stets um ihn, und dachte oft über das Schicksal des Armen nach. Einst gieng er in diesen Gedanken nach Hause, und überlegte, wie's wohl möglich seyn könne, daß die beyden Mädchen unwissend schwanger geworden? Wie wenn mein Martin, fiel ihm auf einmal ein, der Urheber oder wenigstens der Mitschuldige des Bubenstücks wäre! Er war sonst recht oft in Michels Hause, er läuft itzt noch allen hübschen Mädchen nach, und hat schon manchen lüderlichen Streich angestellt! Ich will, ich muß ihn darüber zur Rede stellen! Indem er dies noch dachte, war er seinem Hause sehr nahe, und sein Jägerbursche Martin der erste, der ihm begegnete. Durch eine besondere, innerliche Empfindung angetrieben, sprang er schnell auf ihn zu. Es ist alles entdeckt, sagte er, alles verrathen! Du bist der Ehrenschänder von Michels Töchtern! Martin erschrack heftig nnd zitterte, daß ihm die Kniee schlotterten. Helft mir fort, sagte er endlich, ich gestehe euch alles. Aber zu sehr erbittert über den Bösewicht, schleppte ihn der Jäger vor Gericht, und auch hier bekannte Martin alles. Ich war, so lassen ihn die Akten reden,

schon

schon lange in die beyden Mädchens verliebt, ich kannte aber ihre Tugend zu gut, als daß ich die Erfüllung meines Wunsches von ihnen erwarten konnte, und nahm daher meine Zuflucht zur List.

Ein alter Jäger hatte mir vor einigen Jahren erzählt, daß der Saft des — *) Krauts schlaftrunken mache. Ich holte mir solchen Saft, goß ihn einst, als Agatha allein zu Hause war, in die Milch, die sie eben aß, und gieng fort. Bald darauf sah ich durchs Fenster, daß sie fest schlief, gieng sogleich hinein, und stillte meine Begierde, ohne sie dadurch zu erwecken. Auf eben die Art, erzählte er weiter, habe er es öfterer, und auch endlich bey Elisabethen bewerkstelligt. Der Schlaf, den dies Kraut verursache, daure nur zwey Stunden, dies habe er aus Agathens Munde, die es ihm selbst erzählt, daß sie, sobald er weggegangen, fest eingeschlafen, und erst nach zwey Stunden erwacht sey.

Die Richter erstaunten nicht wenig über diese Aussage, und, waren in Gefahr von dem erbitterten Volke gesteinigt zu werden

denn

*) Der Name dieses Krauts ist in den Akten, vermuthlich wegen möglichen Misbrauch, sorgfältig ausgelöscht.

denn es kömmt selbst in den Akten die Klage eines Richters vor, welcher sich heftig beschwert, daß ihn viele junge Leute am Abende mit Steinen geworfen und Mörder genannt hätten.

Unterdessen wurde Martin streng bewacht, und weil man kein besondres festes Gefängniß hatte, so grub man das obenerwähnte Loch, mauerte es mit großen Quatersteinen aus, an welche man ihn, mit schweren Fesseln beladen, anschloß. Und doch entgieng dieser Bösewicht der schrecklichen, verdienten Strafe, die man ihm zubereitete. Er stahl den hölzernen Löffel, mit welchem er wöchentlich nur einmal warme Suppe aß, steckte diesen in sein Halstuch, und drehte ihn so lange herum, bis er sich selbst erdrosselte. So fand man ihn des Morgens, und zu verwundern ist's wirklich, daß seine Hand in der Todesangst nicht nachgab, sondern noch erstarrt den Löffel fest hielt.

Die Richter thaten nun alles, um das Volk zu beruhigen, sie räderten den toden Martin, sammleten die Asche des unschuldigen Michels, und gruben die Gebeine seiner Töchter aus. Man beerdigte sie in der Kirche, und so lange die Bewohner von M— noch katholisch waren, verehrten sie die unschuldig Ermordeten als Heilige.

Anton Leiter, Mutter und Selbstmörder.

Wunderbar, ewige Vorsicht, sind deine Wege! Ich fühle lebhaft dein Daseyn! Hört, theure Freunde, diese Geschichte, und fühlt es mit mir!

Graf S— war in seiner Jugend ein großer Wollüstling und seine Gemahlinn die größte Koquette. Als er entnervt, entkräftet, sie von ihren Anbetern verlassen war, zogen sie miteinander auf eines ihrer Landgüter, beweinten ihre Jugendsünden, beteten den ganzen Tag, stifteten Klöster, bauten Kirchen und Kapellen. Ihr Schloß, sonst der Sammelplatz aller Verschwender und Wollüstlinge, war itzt ein Kloster. Kein fremder Wagen nahte sich mehr dem Thore. Im schön gepflasterten Hofe wuchs Gras und Moos. Alle Beamte und Bediente mußten mit dem andächtigen Paare in der Kirche sitzen, und in Sitten und Gebärden den Scheinheiligen spielen. Wer

in dieser Kunst den größten Grad der Vollkommenheit erreichte, der wurde von seiner Herrschaft am meisten geschätzt und geliebt. Marianne diente als Stubenmagd im Schlosse. Sie war jung, artig, und spielte doch die Rolle der Andächtigen, der Sittsamen so gut, daß sie bald der Liebling der Gräfinn wurde. Ihr allein war's vergönnt, in den Erholungsstunden die Gräfinn zu bedienen, mit ihr, nach Art aller Betschwestern, über die Sitten der ruchlosen Welt zu schimpfen. Marianne benuzte nebenbey diese Zeit auch, um jeden der Domestiken zu verläumden. Bald hatte sie in der Kirche den Johann auf Lieschen winken, bald diese oder jene mit einem andern vertraulich reden gesehen. Die Verläumdeten wurden jedesmal vorgerufen, von der Gräfinn stundenlang ausgescholten, stundenlang zu einem besseren Leben ermahnt, oft auch nach allen diesem des Dienstes entlassen.

Alle im Hause wußten, daß Marianne ihre Anklägerinn war, und flohen und haßten die Scheinheilige.

Einst giengen die Bewohner des Schlosses nach der Abendbetstunde schlafen. Einer

aus

ihnen trat noch ins heimliche Gemach, und hörte in der Tiefe desselben ein Kind schreien. Er entdekte sogleich seinen Kammeraden die gemachte Bemerkung, aber alle lachten ihn aus, weil sie wußten, daß der Abtritt gerade über einen Fluß gebaut war, der an dieser Stelle sehr schnell und tief vorüber floß. Bey nahe hätte der Erzählende selbst dieser Vorstellung nachgegeben; aber er hatte es zu deutlich, zu lange gehört. Er bat sie also, ihm nur zu folgen und selbst zu hören. Sie thaten's, und hörten zu ihrem Erstaunen das nämliche Geschrey. Nach langer Untersuchung holte man eine Fackel, die man, an einem Strick gebunden, hinunter ließ, und sah ein neues Wunder.

In der Tiefe des Abtritts waren zwey eiserne Stangen quer über einander befestigt. Auf ihrer Mitte lag ein nakendes Kind. Nach allen vier Seiten war ein Raum, durch welchen nicht allein ein Kind, sondern auch der größte Mann hinabstürzen konnte. Die Verlegenheit der guten Leute war nun groß. Sie wünschten alle das Kind zu retten, aber sie fanden überall die größte Gefahr. Von unten war

die Rettung ganz unmöglich, weil der Fluß schnell wie ein Pfeil vorbey schoß, und nahe dabey eine Mühle war, die den Zug noch vermehrte. Von oben herab wollte sich auch keiner wagen, weil jeder hinab zu fallen fürchtete.

Endlich riß ein Hausknecht die obere Deke des Abtritts los, sezte eine lange Leiter auf eine der verrosteten Stangen, und stieg so, sein und des Kindes Leben wagend, hinunter. Obgleich jeder Tritt, den er auf der Leiter that, das Eisen gewaltig erschütterte, so fiel das Kind doch nicht hinab, und der große Held, der edle Menschenfreund brachte bald zur Freude aller Anwesenden einen schönen, holden Knaben herauf, der durch seinen hohen Fall, nicht verlezt war, nur an einer Seite einige blaue Flecke hatte. Der Vorfall wurde sogleich der schon schlafenden Herrschaft hinterbracht. Beyde erschracken über den unerhörten Frevel, der ihr Schloß zu einer Mördergrube machte. Sie ließen sogleich die Hebamme des Dorfs ruffen, die alle weiblichen Domestiken untersuchen mußte. Diese fand alle unschuldig, und gieng nun auch zu Mariannen, die Nachmittags

über Kopfweh klagte, bey der Betstunde nicht erschien, und schon lange im Bette lag. Die Gräfinn wollte für ihre Unschuld stehen, aber ihre Krankheit kam allen, vorzüglich der Hebamme verdächtig vor, sie fand auch bald in Mariannen die überzeugte, unläugbare Thäterinn.

Diese bestätigte endlich selbst durch ein offnes Geständniß die Wahrheit: Ein junger Offizier war ihr Verführer. Er kannte sie schon lange, verfolgte sie immer vergebens. Als aber Marianne einst auf Befehl der Gräfinn zu einem Wunderbilde der Mutter Gottes walfahrtete, so begleitete er sie auf der Reise, und betrog sie um ihre Unschuld. Sie fühlte sich bald darauf schwanger, verbarg aber ihren Zustand sorgfältig, weil sie ihren guten Dienst nicht verlieren wollte. Diese Furcht verleitete sie auch zu der abscheulichen, unnatürlichen That, ihr Kind, das sie ohne jemands Hülfe gebahr, in Abtritt zu werfen. Thränen der Reue flossen bey dieser Erzählung über ihr Gesicht. Ich hätte, sezte sie endlich hinzu, mich morgen selbst bey Gerichte angegeben, denn die Marter, die Quaal, welche ich seit dieser That leide,

ist unbeschreiblich. *) Alle Anwesende erwarteten itzt von ihrer Herrschaft das strengste Urtheil über Mariannen. Sie erstaunten daher nicht wenig, als diese die ganze Sache zu unterdrücken, und allen Mitwissenden bey Verlust ihres Dienstes, ewig davon zu schweigen befahl.

Nicht Erbarmen mit der Missethäterinn, sondern die Schande, daß solch eine schreckliche Geschichte sich in ihrem exemplarischen Hause zugetragen, hielte sie ab, Mariannen dem Blutgerichte zu überliefern.

Ein vertrauter Bediente bekam, in einer Stunde drauf, den Befehl, die Schuldige mit Tages Anbruch über die nahe Gränze zu führen, und dort vor dem ersten Dorfe abzusetzen. Ihr aber wurde gedroht, sie sogleich dem Gerichte zu überliefern, wenn sie über die Gränze zurück-

kehr-

*) Marianne! ich glaube dir! denn das zärtliche Gefühl einer Mutter kann wohl betäubt, aber nie unterdrückt werden! Es kehrt mit doppelter Stärke zurück, und straft seine Beleidiger mit Qualen der Hölle.

kehrte. Die Unglückliche versprach und gelobte diesen Befehl streng zu erfüllen. Noch in dieser Nacht ließ Graf und Gräfinn einpacken, sie zogen mit Anbruch des Tags auf ein anders Gut, und kehrten nie wieder auf dies Schloß zurück.

Kurz nach ihrer Abreise wurde Marianne über die Gränze geführt. Sie fühlte sich stark genug, als man sie aus dem Wagen hob, ihren Weg weiter fortzusetzen.

Niemand bekümmerte sich diese ganze Zeit über um das arme, von seiner Mutter verlaßne Kind. Der edle Hausknecht trug es seiner Frau nach Hause, diese pflegte es bis am andern Mittag. Nun gieng der barmherzige Samaritter zum Haushofmeister, um von ihm zu erfahren: Wie und wann das Kind getauft werden sollte? Ich wills auch gerne in der Kost behalten, wenn mir,

Hölle. Von dieser ausgemachten, richtigen Wahrheit sollte man jedes Mädchen durch warnende Beyspiele zu überzeugen suchen, und die Zahl der Kindesmörderinnen würden sich mindern.

mir, fügte er hinzu, die hohe Herrschaft etwas weniges beysteuert. Ich hab's mit Lebensgefahr gerettet, und es ist mir theuer geworden! Was, schrie der Unempfindliche, der Balg noch hier? Man hätte ihn der Hure mitgeben sollen. Die hohe Herrschaft hat befohlen, daß man der Sache mit keinem Worte erwähnen soll, ich kann also dabey nichts thun, ich will nicht einmal etwas davon wissen. Wer's Kind hat, kann's auch ernähren! Warum nicht, sagte der Unerreichbare, ich will's behalten, und mit Gotteshülfe auch ernähren. Ich habe zwar schon fünf Kinder, erwarte täglich das sechste, aber ich will denken, meine Frau hat mir Zwillinge gebohren, und bringt sie mir Zwillinge, so will ich sie für Drillinge halten. Gott wird mir's vergelten, was ich dem armen Wurme thue, der nichts dafür kann, daß seine Mutter kein Mutterherz hatte.

Wahrheit, offen und frey gesagt, beschämt allemal. Der Haushofmeister mußte die Großmuth des Kerls bewundern, er konnte nicht antworten, murmelte einige unverständliche Worte, und entließ so den Hausknecht, der zu seiner Gattinn nach Hause eilte.

Mathes. Käthe! Das Kind bleibt uns!

Käthe. Hab's eh gedacht! Wenn ich nur Milch hätte, das arme Ding zu stillen! Sieh nur her, wie's mit der Zunge leckt, und's Wasser doch nicht trinken will!

Mathes. Armer Narr! Da hast du zwey Kreuzer! Kauf Milch! 'S ist mein Tobakgeld; aber ich will lieber keinen Tobak schnupfen, in andern Dosen schmarozen, als das arme Ding so leiden sehen!

Käthe. Laß seyn, Mathes! Behalte dein Geld! Ich weis, daß dir der Tobak vor Essen und Trinken geht. Ich hab' mir ein Groschner zehne auf ein paar alte Hühner zum Kindbette zusammgespart. Kann's ja leicht entbehren! Hab's die vorigemale auch nicht gehabt!

Mathes. Nein! Ich will nicht! Wirst immer älter! Brauchst Stärkung!

Käthe. Nun so will ich's Kind selbst stillen! Wenn ich nur bald niederkäme!

Mathes. Das läßt sich hören! Zumuthen aber will ich dirs doch nicht! 'S könnte dir schaden.

Käthe. Ah! was schaden! Du spendirst mir dann und wann ein Seidel Bier, das bringt alles wieder ein!

Mathes. Weist du aber auch, daß wir von der Herrschaft nichts bekommen? 'S Kind auf unsre Unkosten noch können taufen lassen?

Käthe. Hab ich mir's nicht eingebildt, so will ich nicht dein Weib seyn!

Mathes. Ja! Ja! Der Haushofmeister hat mir's eben angekündigt. Die Herrschaft will nichts davon wissen, folglich mag das alte Echo auch nichts davon wissen. Ich hab's ihm aber dichtig gesagt! — —

Käthe. Hast recht gethan!

Mathes. Und entgelten soll mir's das arme Kind expresse nicht. Taufts der Pfarrer nicht umsonst, so versetze ich meinen scharlachnen Brustlaz.

Käthe. Oder ich meine reiche Haube! Und giebt uns die Herrschaft nichts, so will ichs doch kleiden und ernähren. Besser kleiden, als meine eignen Kinder, damit die Leute just sehen, daß wir deswegen nicht zu Grunde gehen.

Mathes. Ja, Käthe, ja! Wir thun ein gutes Werk. Wir erfüllen Gottes Gebot, wenn wir die Nackenden kleiden, und die Hungrigen speisen!

Käthe. Aber gieb nur Obacht, Mathes, wir werden für unsern guten Willen noch beklatscht und ausgerichtet werden!

Mathes. Laß sie klatschen und richten! Wir wollen sehen, ob sie an jenem Tage, an dem Gott alle Menschen richtet, auch noch klatschen und richten werden. Ich und du sind überzeugt, daß wir Gott gefällig handeln. Was liegt uns also an dem Gerede der Leute, wann der da oben unser guter Freund und Vater ist!

So sprach das edle Paar, und fühlte sich durch diese gute That glücklicher, als mancher Fürst, mancher Graf, der alle Herrlichkeiten der Welt mit vollen Zügen in sich schlürft, aus goldnen, mit Brillanten besezten Dosen theuern Spaniol schnupft, und nicht dran denkt, daß von dem Preise dieses Staubes ein Kind ernährt werden könne.

Der ehrliche Mathes hatte Nachmittags neue Sorgen mit dem Kinde. Der Pfarrer weigerte sich, es zu taufen, weil Mathes den Namen der Mutter nicht nennen wollte, bey Verlust seines Dienstes nicht nennen durfte. Er mußte aufs neue zum Haushofmeister gehen. Dieser stellte end-

lich nach vielen Bedenklichkeiten ein Attestat aus: Daß die hohe, gnädige Herrschaft ausdrücklich den Namen des Vaters und der Mutter verborgen halten wolle. Der neugierige Pfarrer fragte aber aufs neue an: Ob das Kind in einer rechtmässigen Ehe erzeugt worden? Der gewissenhafte Haushofmeister verneinte es, und der Pfarrer taufte es endlich unentgeldlich, trug es aber im Kirchenbuche als ein uneheliches Kind ein. Dies einzige Wort, dieser einzige Federzug war das Unglück des Kindes. Ich möchte dies Wort nicht geschrieben haben.

Bald darauf kam die gute Käthe nieder, und säugte mit ihrem Kinde den kleinen Anton. (So ließ Mathes das Kind nennen, weil er an dem Tage dieses Heiligen sein Leben rettete.) Seine Gattinn gewöhnte ihr eigenes Kind eher von der Brust, als das fremde, darbte und sparte mit ihrem Manne um die Wette, damit sie dem Kleinen, als er zu laufen anfieng, ein Rökchen kaufen konnten. Wenn in der Folge ihre Kinder in der rauhen Herbstluft noch barfuß liefen, so trug Anton schon Schuhe.

Wie er grösser wurde, lernte er in der Schule lesen und schreiben, und vergalt durch seine gute Aufführung seinen Pflegeltern all die Sorge, die ihnen seine Erziehung machte.

Eilf Jahr war Anton alt, als ein hitziges Fieber, das damals in der Gegend grassirte, seinen Pflegvater aufs Lager warf. Mathes fühlte bald sein nahes Ende, er benüzte die wenigen Stunden, in denen er seiner Sinne mächtig war, den kleinen Anton von den Umständen seiner Geburt zu unterrichten. Der Arme weinte sehr, als er hörte, daß Mathes und Käthe nicht seine Eltern wären, und kam nicht mehr von seines Erretters Bette. Dieser empfahl in den lezten Minuten seines Lebens der trostlosen Gattinn den armen Anton, und gieng hinüber zum Ewigen, um dort den Lohn seiner großen Thaten zu empfangen, vor Gottes Throne in all der Herrlichkeit zu glänzen, mit der wir uns den größten Heiligen umgeben denken.

Seine Gattinn trauerte äusserst um ihn, das hitzige Fieber ergrief auch sie. Am Begräbnißtage ihres Mannes legte man sie ebenfalls auf die Baare. Merkwürdig wars,

daß

daß sie den kleinen Anton im Todeskampfe bey der Hand faßte, und fest an sich zog.

O weissagende Seele! Du sahst in deinem lezten Augenblicke, als du dich zum Engel umwandeltest, den künftigen Jammer des Aermsten, und wolltest ihn mitnehmen! Aber der Ewige winkte, und er blieb!

Nach dem Tode der beyden Edlen kamen ihre Blutsfreunde, um sich der armen verlaßnen Waisen nicht aus innerer Güte des Herzens, sondern nach hergebrachter Gewohnheit anzunehmen, Sie schimpften weidlich über den kleinen Anton. Hätten die Verstorbnen, sagten sie, dich nicht ernährt, und so närrisch gekleidet, so hätten ihre eignen Kinder doch etwas, und fielen uns nicht zur Last. Gott verzeih es ihnen, sezte mancher hinzu, sie haben's ihren Kindern gestohlen, was sie den H—balg gegeben haben!

O Menschen! So denkt, so urtheilt ihr, und beweiset selbst, daß es der Guten so wenig, der Bösen so viele giebt!

Des armen Antons nahm sich niemand an. Er blieb einsam im leeren Zimmer zurück, und sah traurig seinen Gespie-

len nach. Endlich wurde er von dem unbarmherzigen Schloßverwalter, der das Zimmer versperrte, herausgejagt. Es war Abend. Er lief nach dem Kirchhofe, sezte sich auf das Grab seiner Eltern, und scharrte weinend ein Loch drein.

Ein alter Schuster gieng vorüber.

Schuster. Was machst du denn da?

Anton. Ein Loch!

Schuster. Gottloser Bube! Du sollst die Toden nicht in ihrer Ruhe stöhren!

Anton. Thäts gern nicht, wenn ich nicht müßte!

Schuster. Warum mußt du?

Anton. Ich wills meinem Vater und meiner Mutter sagen, wie sie mit mir umgehen. Sie haben mich aus der Stube gejagt, und wollen mir nichts zu essen geben.

Schuster. Wem gehörst du denn an?

Anton. Ich bin des Schloßhausknechts sein Anton.

Schuster. Hm! Warst nicht sein eigen Kind! Die Freunde werden dich nicht ernähren wollen.

Anton. Nein! sie wollen nicht.

Schuster. Glaubs gerne! Wird wenig solche Leute geben, wie Mathes war! Aber

weißt

weißt du was: Mathes hat dich oft bey mir gelobt. Ich brauche einen Jungen. Will dich annehmen, unentgeldlich lehren, wenn du brav thust.

Anton. Herzlich gerne! Will recht fleißig arbeiten, wenn ich nur nicht verhungern muß.

Schuster. Nun so komm! Ich will dir etwas zu essen geben.

Anton. Komm gleich nach! Geht nur!

Schuster. Was willst du denn noch da machen?

Anton. Das Loch wieder zuscharren, und meinen guten Eltern danken, daß sie für mich bey Gott gebeten haben.

Der alte Schuster wartete still, sah das innbrünstige Gebet des Aermsten, und fühlte in seinem Herze, daß er eine gute That vorhabe. Er aß Abends mit dem Kleinen, und machte sich am andern Morgen fertig, um im benachbarten Städtchen das Handwerk zur Aufdingung seines neuen Jungens zu versammlen. Eh er dahin gieng, löste er auf der Pfarre Antons Taufschein, und da fand sichs im Kirchenbuche: daß dieser ein uneheliges Kind sey. Traurig schlich der Alte wieder nach Hause. Anton, sagte er, du kannst kein Schuster werden.

Anton. Warum nicht?

Schuster. Weil deine Mutter! — — Doch du wirst es einst schon erfahren.

Anton. Ich merke schon, was ihr sagen wollt. Mein Vater hat mirs auf seinem Sterbebette erzählt. Er hat mir aber auch verboten, es niemanden wieder zu sagen, weil mirs vielen Schaden machen könne.

Schuster. Was hilfts Schweigen? Es steht klar und deutlich im Kirchenbuche. Kurz und gut! Du bist ein uneheliges Kind, du kannst ohne einen eisernen Brief*) kein Handwerk lernen. Kein Meister kann dich aufdingen, kein Geselle mit dir arbeiten!

Anton. (traurig und weinend) Wo bekömmt man denn einen solchen Brief?

Schuster. Bey Hofe, Kind, bey Hofe! Aber er kostet wenigstens funfzig bis sechzig Gulden! Wo soll ich und du so viel Geld hernehmen?

---

*) Obs denn noch Monarchen giebt, die dies barbarische Gesez in ihrem Staate dulden? Ich will ihnen im Namen der Menschheit ein Memorial, in diese Geschichte gewickelt, überreichen, und lassen sie die gekränkte Unschuld noch länger schmachten, so können sie wohl Helden, aber nicht Väter ihres Volks seyn.

Anton. So kann ich also kein Schuster werden?

Schuster. Nein!

Anton. Nicht wie andre Kinder etwas lernen, um, wie mein Vater sagte, einst auch ein rechtschafner Mann zu werden?

Schuster. Es ist einmal so hergebracht!

Anton. Lebt wohl! Bezahls euch Gott, was ihr mir gethan habt, und noch thun wolltet.

Schuster. Wo gehst du denn hin?

Anton. Zu meinem Vater will ich gehen, und ihn fragen: Warum er mich nicht in Fluß hinunter stieß? Damals wäre ich gestorben, ohne zu wissen, was sterben ist. Aber itzt —— (weint bitterlich.)

Schuster. Guter Junge! Du sollst nicht sterben! Bleib bis auf den Sonntag hier! Dann führe ich dich zu meinem Schwager, der ist ein reicher Bauer zu L—. Ich will ihm dein Unglück erzählen, er wird dich vielleicht annehmen. Kannst du auch kein Schuster, so kannst du doch ein rechtschafner Bauer seyn.

Anton blieb, und der Schuster führte ihn am bestimmten Tage zu seinem Schwager. Dieser brauchte eben einen Ochsenjungen, und versprach den Knaben als einen sol-

chen zu behalten. Der Bauer war ein harter, wilder Mann, schlug den armen Anton der geringsten Kleinigkeit wegen, oft erbärmlich, und warf ihm bey jeder Gelegenheit seine Geburt vor. Des Knabens Erziehung war noch nicht vollendet, er brachte in das Haus des Bauern offne Redlichkeit und Güte des Herzes mit; aber er schmachtete hier unter einem despotischen Drucke, er wurde folglich roh, tückisch, wild! Und doch blieb er zehn Jahre bey diesem harten Manne, wurde nach sechs Jahren Knecht, und würde noch länger geblieben seyn, wenn ihm folgende Begebenheit nicht ganz unglücklich gemacht hätte. Er schob einst an einem Feyertage mit seinen Kameraden Kegel, und gewann viel. Aufgebracht über dies Glück hörten alle zu spielen auf. Einer aus ihnen sagte ihm sogar: daß er nie mehr mit ihm spielen wolle, weil ein Hurensohn in allen Spielen glücklich sey. Anton hatte eben die Kugel in der Hand, und warf sie dem Spötter an Kopf. Dieser stürzte zu Boden, und da Anton ihn für tod hielt, so machte er sich die Verwirrung zu Nutze und entfloh. Er war einigemal im Dienste des Bauern mit Korn über der Gränze gewesen, er eilte also die ganze Nacht auf diesem

Wege fort. Ehe die Sonne aufgieng, war er schon in einem andern Lande, aber die Angst und Furcht eines Mörders trieben ihn den ganzen Tag noch immer vorwärts. Am Abende kam er in einen großen Wald, und ehs noch ganz finster wurde, erreichte er ein Wirthshaus, das in der Mitte desselben lag. Durst, Hunger und äusserste Müdigkeit quälten ihn gleich stark. Er nahte sich zitternd der Thüre, guckte furchtsam hinein, und sah zu seiner größten Freude keinen Gast in diesem einsamen Hause. Kann ich wohl ein Nachtlager und einen Krug Bier haben? sagte er zum Wirthe. Dieser nickte mit dem Kopfe, und Anton trat, nun mehr Muth fassend, hinein. Kaum hatte er seinen Krug ausgeleert, so traten gegen zwanzig fremde Kerl ins Zimmer. Drey Weiber und viele große Hunde folgten nach. Anton drückte sich furchtsam in die Ecke, aber die Gäste sahen ihn bald. Wer ist der Kerl? fragten sie den Wirth. Allem Ansehen nach kein Kunde, aber vielleicht ein Rekrute! sagte dieser. Kurz darauf trat einer von fürchterlichem Ansehen zu Anton.

Fremder. Woher Landsmann?

Anton. Von L—.

Fremder. Und wohin?

Anton. Ich weis nicht, wohin mich der Weg führen wird.

Fremder. Ihr dauert mich, guter Freund!

Anton. Kann wohl seyn, daß ich zu bedauern bin.

Fremder. Habt gewiß gestohlen, und seyd darüber erwischt worden?

Anton. Gott bewahre! Herr!

Fremder, So habt ihr etwas anders angestellt, denn umsonst seyd ihr nicht davon gelaufen.

Anton. Ach daß Gott erbarm!

Fremder. Gesteht! Sonst liefern wir euch zurück!

Anton gestand knieend seine unschuldige Mordthat. Die andern hörten zu. Der arme Teufel ist zu bedauern! Er ist nirgends sicher! Wird nächstens am Galgen hängen! sagte einer um den andern. Zu helfen wär ihm wohl noch! Zu retten wär er freylich! sezten wieder einige hinzu. Wenn ich mich seiner annehme, sagte endlich der Fremde, welcher vorhin mit ihm sprach, so soll mir ihn kein Teufel entreissen! Der Geängstigte hörte dies, und bat die ganze Kompagnie sich seiner zu erbarmen. Man machte aller-

hand Entschuldigungen, aber Anton flehte immer stärker. Endlich ließ sich der Vornehmste unter ihnen erbitten, versprach ihm sichern Schutz, wenn er ihm unbedingten Gehorsam, mit dem stärksten Eyde geloben wollte. Schwör! sagten die andern! Wir haben auch geschworen, und befinden uns wohl dabey! Anton schwur, und war nun unwissend ein Mitglied einer zahlreichen Räuberbande, die damals das ganze Land in Schrecken sezte. Er aß und trank mit ihnen herrlich und köstlich, freute sich sogar, als das ungewohnte Getränke seinen Kopf erhizte, unter so guten Leuten zu seyn.

Am Morgen zog er mit ihnen fort, und wußte schon am Abende, in wessen Gesellschaft er war, denn sie sprachen nun ungescheut vor ihm. Er beschloß sogleich zu entfliehen, aber man bewachte ihn genau. Durch sechs Wochen blieb er unter ihnen. Diese Zeit kam er nicht aus dem Walde, und trug ihnen den Proviant nach. Kurz darauf mußte er dem Anführer und noch drey andern nach einem Dikichte folgen. Sie sezten sich oft und aßen. Anton mußte oft und viel Brandwein trinken. Als dieser starke Geist ihm lustig machte, so sagte der Anführer

zu ihm; Bruder du sollst heute dein Probstück machen! Der Unglükliche erschrack, aber eine neue Flasche vermehrte seinen Muth so stark, daß er alles zu unternehmen versprach. Sie giengen darauf nach der Strasse, und lauerten hinter den Bäumen. Hier wurde aufs neue getrunken. Unterdessen fieng es an zu dämmern, eine Frau kam die Strasse herauf. Es ist die Krämerin, sagte einer, sie kommt vom Markte, und hat gewiß hundert Thaler bey sich. Muthig, sagte der Anführer zu Anton, packe sie an, fordere ihr Geld, und hau sie nieder! Fort, sonst hau ich dich zusamm! Anton taumelte nach der Frau. Dein Geld her! schrie er. Die Erschrockne wollte entfliehen, aber Anton spaltete ihr mit einem einzigen Hiebe den Kopf. Sein Rausch verschwand in diesem Augenblicke! er sah seine Kameraden eilfertig fliehen, hörte, wie sie ihm, ein gleiches zu thun, zuriefen. Aber er konnte nicht von der Stelle, blieb erstaunt und erschroken über seine That stehen. Ein Trupp Bauern zog vorüber, sie fanden ihm mit dem blutigen Schwerdte in der Hand bey der Getödeten, und nahmen ihn nach dem nächsten Dorfe mit. Unterwegens noch gestand

er seine That, und erzählte bald nachher vor Gerichte alles, was und wie ichs hier erzählt habe. Er wurde gefesselt, und in Kerker geworfen. Man hofte seine Kammeraden, deren Aufenthalt er entdeckt hatte, auch zu fangen, sie dann mit ihm zu konfrondiren. Aber diese mußten vielleicht seine Gefangnehmung vom ferne gesehen haben, und waren schon in Sicherheit, als man ihre Höhle umringte. Sogar das Wirthshaus hatten seine Bewohner verlassen. Man kam, ausser einigen wieder gefundenen Sachen, leer zurück.

Anton, der unschuldigste unter allen, blieb also allein in den Händen der Gerechtigkeit, die ihn aufzuopfern beschloß. Sein Verhör begann vom neuen. Man schrieb, um zu erfahren, ob er Wahrheit rede, nach seinem Geburtsorte und nach dem Dorfe, wo er als Knecht gedient hatte. Aus leztern lief gute Nachricht ein. Der Richter des Dorfs antwortete: Daß der Knecht, von dem er sich freywillig als Mörder angab, noch lebe und ganz gesund sey. Er hatte sich eine Viertelstunde nach dem unglücklichen Wurfe wieder erholt, und ausser einer Beule nichts davon getragen. Aber vom erstern Orte wurde

der

der gleichgültige Bericht um so schrecklicher für unsern Anton. Der andächtige Graf und seine Gemahlinn war tod. Der Beamte, an dem man schreib, hatte also keine Ursache mehr zu schweigen. Er berichtete unter andern: daß im Jahre 1742 Marianna G— eine gräfliche Stubenmagd, mit dem schon erwähnten Anton zu Falle gekommen sey, diese wäre aber wegen verdächtigen Indicien sogleich des Landes verwiesen worden.

Die Richter erstaunten, als sie dies lasen, denn der Name von Antons Mutter war mit dem Namen der von ihm Ermordeten gleichlautend. Um davon näher unterrichtet zu werden, schrieb man nach der Lezztern Wohnorte, und erfuhr von dorther: Daß die ermordete Marianna G— im nämlichen Jahre über die Gränze gekommen sey. Sie diente, lautete die Nachricht weiter, von dieser Zeit an, bey dem Krämer des Orts. Auf dem Sterbebette vermachte ihr dieser vierhundert Thaler, und sie nährte sich damit, bis zu ihrem unglücklichen Ende, redlich und ehrlich.

Anton wurde aus dem Kerker geholt. Er war seit sechs Wochen krank und elend. Die Richter kündigten ihm nun an, daß er

seine

seine eigne Mutter ermordet habe. Er wollte es lange nicht glauben, als man ihm aber alles deutlich erzählte, ihm nicht allein die Möglichkeit, sondern auch die Gewißheit zeigte, so wurde er ohnmächtig nach dem Kerker getragen. Als er wieder zu sich kam, sprach er irre, erhielt auch nie den Gebrauch seiner Vernunft wieder. Er wollte nichts essen, nichts trinken, weil seiner Einbildung nach, seine Mutter immer vor ihm stand, und unter alles Blut mischte. In der sechsten Nacht fieng er zu wüthen an. Der Gerichtsdiener hörte ihn brüllen, aber es war, seiner Aussage nach, zu spät, um den Doktor zu holen, oder andere Anstalten zu treffen. Früh fand man ihn tod. Er hatte sich mit einem ledernen Riemen, dem er aus seinen Beinkleidern lößte, jämmerlich erdrosselt. Sein Körper wurde noch an diesem Tage aufs Rad gelegt.

Ich überlasse hier jeden Leser seiner eignem Empfindung. Wer ungerührt diese Geschichte las, nicht Stoff zu vielen Betrachtungen darinne fand, der würde schwerlich mit mir gleich denken, und dem Fühlenden wollte ich diesmal nur erzählen, ihn nicht belehren.

Höchstnöthige Anmerkung.

Vor allen bitte ich jedem einen Unterschied zwischen meiner und vielen andern Dedikazionen zu machen. Ich widme dieser edlen Dame dies Werkchen nicht, weil Sie reich, oder weil Sie eine Gräfinn ist; denn Reichthum gab Ihr das Schicksal, und zur Gräfinn machte Sie die Geburt. Ein Verdienst, worüber ich nur Ihren Ahnen ein Kompliment machen könnte. Aber Sie besitzt eigne, schönere Verdienste! Sie ist eine wahre, große Menschenfreundinn! Sie verwendet Ihre Reichthümer zum Wohlthun, zur Pflege der Armen. Sie erhebt den Adel — zu dem, was er stets seyn sollte — zum Muster der Sterblichen, zur Stütze der Unglücklichen!

Dies und nicht jenes hat Ihr schon längst meine innigste Hochachtung erworben! Dies und nicht jenes ist die Ursache, daß ich Ihr meine Biographien der größten Unglücklichen unter den Sterblichen zum Opfer bringe.

Sey dieses Opfer nun noch so geringe, noch so schlecht; so muß es Ihr doch deswegen angenehm seyn, weil es aus der reinsten Quelle, aus der Ehrfurcht gegen Ihre wahren Verdienste fließt.

Ich

Ich habe in meinem Leben nie ein Wort mit dieser verehrungswürdigsten Dame gesprochen, werde sehr wahrscheinlich auch nie die Ehre haben, eins mit Ihr zu sprechen; ich habe Sie nie um etwas gebeten, Sie hat mir daher nie eine Bitte gewährt. Schmeicheley oder andere eigennützige Absichten sind also ganz von mir entfernt; aber ich wiederhole es noch einmal, mein Herz verehrt Sie aufs höchste. Ich bewundere im Stillen Ihre großen Thaten! — Denn welche That ist grösser, als Menschen glücklich zu machen? — Ich sehe mit Entzücken, wie Sie jedem Elenden auf die liebreichste Art beysteht, wie Sie, vereinigt mit Ihrem würdigen Gemahl ganze Schaaren von Waisen nicht nothdürftig, sondern gut und edel erziehen hilft, und sogar dem Verbrecher Ihres Mitleids würdigt. Vielleicht beleidige ich durch die Erzählung der wenigsten Ihrer guten Thaten, Ihre Bescheidenheit, die aus allen Ihren Handlungen so hell hervorleuchtet; aber die Menschheit soll es wissen, daß der wahre Adel seine Größe noch im Wohlthun setzt, und daß es noch Reiche giebt, die menschlich denken.

Sollte endlich hie und da ein Empfindsamer, meinen Unglücklichen eine Thräne schenken, und bey ihrer Geschichte der Menschheit gram werden, so stelle ich ihm in dieser Dame ein Gegenbild auf, bey dessen Anblick er sich wieder mit ihr versöhnen kann, und frommer Segen wird Ihr Lohn seyn, da er durch mich erfährt, daß Sie schon vieler Thränen getrocknet, schon manches Verzweifelnden Leben gerettet hat!

Ich habe in meinem Leben nie ein Wort mit dieser verehrungswürdigsten Dame gesprochen, werde sehr wahrscheinlich auch nie die Ehre haben, eins mit Ihr zu sprechen; ich habe Sie nie um etwas gebeten, Sie hat mir daher nie eine Bitte gewährt. Schmeicheley oder andere eigennützige Absichten sind also ganz von mir entfernt; aber ich wiederhole es noch einmal, mein Herz verehrt Sie aufs höchste. Ich bewundere im Stillen Ihre großen Thaten! — Denn welche That ist grösser, als Menschen glücklich zu machen? — Ich sehe mit Entzücken, wie Sie jedem Elenden auf die liebreichste Art beysteht, wie Sie, vereinigt mit Ihrem würdigen Gemahl ganze Schaaren von Waisen nicht nothdürftig, sondern gut und edel erziehen hilft, und sogar dem Verbrecher Ihres Mitleids würdigt. Vielleicht beleidige ich durch die Erzählung der wenigsten Ihrer guten Thaten, Ihre Bescheidenheit, die aus allen Ihren Handlungen so hell hervorleuchtet; aber die Menschheit soll es wissen, daß der wahre Adel seine Größe noch im Wohlthun setzt, und daß es noch Reiche giebt, die menschlich denken.

Sollte endlich hie und da ein Empfindsamer, meinen Unglücklichen eine Thräne schenken, und bey ihrer Geschichte der Menschheit gram werden, so stelle ich ihm in dieser Dame ein Gegenbild auf, bey dessen Anblick er sich wieder mit ihr versöhnen kann, und frommer Segen wird Ihr Lohn seyn, da er durch mich erfährt, daß Sie schon vieler Thränen getrocknet, schon manches Verzweifelnden Leben gerettet hat!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich, 1755-1799

Biographien der Selbstmörder

Bd.: [1]

Leipzig (1785)

Res/P.o.germ. 1404 x-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10925197-3
VD18 80030629-001